Ueber

Faunen, Satyrn, Panen und Silenen.

Einige Gespräche.

Sunt mihi Coelicolae, sunt caetera Numina
Fauni!

Berlin,
Bei Johann Friedrich Unger.
1790.

[Verf.: Knobloch, Karl v.]

Goc 1744

Y 1, 1249

Vorrede.

Ueberzeugt, daß auch die kühnsten Schöpfungen der Einbildungskraft von einer gewissen Seite mit der Sinnenwelt, die wir die wirkliche nennen, zusammenhängen müssen, daß der Dichter, welcher für die Imagination malt, wie Rubens, Correggio oder Claude Lorrain für das Auge, eigentlich nichts erschafft, sondern die einzelnen Züge, woraus er sein Bild zusammensezt, aus der Natur zu entlehnen genöthigt

ist, wage ich es, auf diesen Blättern etwas *) über einen Gegenstand zu sagen, der unter den reizenden Dichtungen des Alterthums für mich allezeit einer der interessantesten war. Wir befinden uns hier an der Grenze der halbsinnlichen, und halbgeistigen Natur, die schon deswegen, wo wir sie auch anzutreffen wähnen, uns an sich ziehet, weil sie, nur in einem andern Grade gemischt, auch uns zu Theile geworden ist.

*) Obgleich lange nicht alles, was darüber sich sagen liesse, oder auch vielleicht einmal gesagt werden wird.

Jene zweideutigen Wesen, womit ich mich in diesen Dialogen beschäftigen werde, waren in der Idee, welche die alte Welt sich von ihnen machte, ein wenig über den Menschen erhaben, so tief sie auch in gewisser Rükſicht, und nach unsern heutigen Begriffen von Sittlichkeit, unter aufgeklärten und polizirten Menschen stehen mögen. Ihr Aufenthalt hier auf Erden — in Wäldern, Bergen, Gebüschen und Grotten — und selbst die Aehnlichkeit ihrer Neigungen, Leidenschaften und Bedürfnisse mit den unsrigen, näherte sie mehr der menschlichen Natur,

gab ihnen in einem nicht ganz unerheblichen Betrachte mehr Intereſſe für uns, das heißt, für Geſchöpfe, deren halbes Weſen Sinnlichkeit iſt; mehr Intereſſe, ſage ich, als nach geändertem Syſtem, Engel und Teufel für uns zu haben ſcheinen. — Indeß die Agathodämonen des neuern Syſtems, deſſen Göttlichkeit ich verehre, aus unermeßlichen, uns unzugangbaren Höhen nur ſelten zu uns herabkommen, um uns Befehle oder Belehrungen zu überbringen, entfernt ſie die Reinigkeit und höhere Geiſtigkeit ihrer Natur, wieder

von unſerer Schwäche und unſerer Zuneigung, ſo wie die Kakodämonen, welche aus den Tiefen des Tartarus

Stygiis emiſſi tenebris —

Virgil.

bisweilen zu uns heraufgeſtiegen ſind, durch die ihnen zugeſchriebene Bosheit und Neigung uns zu ſchaden, zu Objekten unſerer Furcht und unſeres Abſcheues geworden ſind. — Die alte Religion hatte mehr für das Vergnügen der Sinne und der Einbildungskraft, und weniger für die Moralität geſorgt, als die neuere,

welche der Plan der Providenz, oder — wie es denen, die sich bloß an die zweiten oder untergeordneten Ursachen halten, gefällt — die Zeit, die alle Werke der Menschen verschlingt, und unter andern Gestalten wieder zum Vorschein bringt, an die Stelle jener alten Systeme der Mythologie und des Aberglaubens gesezt hat. — —

Es ist Pflicht, der größern Strenge unserer göttlichen Sittenlehre, so wie der Erhabenheit der Dogmen, auf welchen sie beruhet, ehrerbietig zu huldigen. Aber diese Pflicht dispensirt

uns nicht von dem Geſez der Billigkeit, jedem ohne Ausnahme das Seinige zukommen zu laſſen. Es iſt ſicher, daß unſere heutigen Begriffe, Denkarten und Sitten nicht der Maasſtab ſeyn können, wonach die in mehr als Einer Rükſicht uns ſo unähnliche alte Welt zu ſchäzen iſt. — —

Ein größeres Werk, als das jezige, und welches mehrere Seiten des Gegenſtandes, den ich hier mehr berührt, als abgehandelt habe, umfaſſen wird, dürfte nach Ablauf einiger Jahre vielleicht erſcheinen, wenn ein Zuſammentreffen günſtiger Um-

ſtände den Verfaſſer in den Stand ſezen wird, es für den Antiquar, den Artiſten und den Pſychologen intereſſant machen zu können.

Glücklich iſt übrigens der, der dem Gemälde eines ſchlafenden Endymions von der Hand eines gefühlvollen Meiſters gegenüber, Hamlets Monolog: Seyn? oder Nichtſeyn? zu kommentiren verſteht, und, indeß ein ungeweih'tes Auge hier nichts als eine portraitirte Fabel erblickt, mit wollüſtigem Schauer in die dämmernde Tiefe ſeines Gegenſtandes hinabſiehet!

Erſtes Geſpräch.

Walther. Lienhard.

(Die Scene iſt in einem Buchenwäldchen.)

Confeſtim Peneos adeſt, viridantia Tempe,
Tempe, quae Sylvae cingunt ſuperimpendentes. —
Catull.

Walther.

Guten Abend, Lienhard! — Welcher glückliche Zufall führt mich Ihnen zu? Ich irrte zwecklos, wie ich pflege, und

jeder Phantaſie, die ſich mir aufdrang, Preis gegeben, im Walde herum, und ſiehe da! — Lienhard, der Eremit, ſizt einſam im Schatten einer hohen Buche, und lieſt! — Ich liebe Gemälde und Kupferſtiche, welche waldige Landſchaften, ſchattichte, Tempe ähnliche, Thäler und Einſiedeleien vorſtellen. Was gäbe ich darum, wenn ich in dieſem Augenblick ein Maler wäre! — Aber darf ich fragen: was leſen Sie eben?

Lienhard. Virgils ſechſte Ekloge: Silenus, und die lieblіche Schilderung einer von den Satyrn gehaltenen Weinleſe in der dritten Ekloge des Nemeſians. Manche Kritiker, die

über die bukolische Muse des Maro kommentirt haben, erklären seinen Alexis für das Meisterstück jener Muse. Mich bestimmt mein Geschmack mehr für Silen. — Das Sujet selbst mag vielleicht so viel, als die glückliche Behandlung, dazu beitragen. Trahit sua quemque voluptas. So viel ist sicher: diese Ekloge, deren Schauplaz ich nach Kreta, oder unter den schönen jonischen Himmel, oder in die blumichten Gefilde Siciliens, oder auf Campaniens glückliche Küste *) verlegen

*) Felicissima Campaniae ora. — Tacit.

möchte — ſtellt uns eine Gruppe anmuthiger, lachender Bilder dar, welche die Imagination begeiſtern, und erzählt uns durch den Mund des beredten Halbgottes die älteſte Philoſophie von den Urſprüngen der Dinge, und zwar — was Philoſophen nicht immer thun — auf die gefälligſte Art. Die ländliche Muſe, welche den mantuaniſchen Sänger inſpirirte, verläugnet auch hier jene edle Einfalt nicht, die einen ſo weſentlichen Zug in ihrem Charakter ausmacht, ob ich gleich mich erinnere, bei einigen Kunſtrichtern geleſen zu haben, daß der Stoff dieſes Gedichtes für ſie zu erhaben ſei. — —

Walther. Nemesians Eklogen habe ich noch nicht gelesen. Sie scheinen dafür eingenommen zu seyn.

Lienhard. Sit pictura poesis! Diese Horazische Regel beobachtete Nemesian mit löblicher Pünktlichkeit, als er uns die von Satyrn gehaltene Weinlese beschrieb. Ich wüßte im Alterthum kaum etwas, das an Lieblichkeit, und, wenn ich so sagen darf, an glücklicher Hilarität, die der Geist eines solchen herbstlichen Festes, und überhaupt dem Temperament der Faunen und Satyrn sehr eigen ist, die von unserm Dichter besungene Scene übertrafe.

Walther. Noch diesen Herbst, Lienhard, will ich in meinem Weinberge die dritte Ekloge Nemesians lesen. Vielleicht gelingt es mir dann, wenn meine Einbildungskraft durch ihn elektrisirt worden ist,

viridi proiectus in antro,

so süße Visionen zu haben, als der Poet hatte, da er sang.

Lienhard. Ich wünsche Ihnen Glück zu diesem Entschlusse und zu dieser Hoffnung. Aber freilich, Walther! wird unser Klima, oder dieser etwas unsanfte Himmel, dessen Einflüsse unseren Wein sauer machen, und die Ima-

gination, wenn ſie ſich auf leichtem Fittig in die Sphäre lachender Objekte und heiterer Scenen erheben will, mitten im Fluge lähmen — dieſer etwas unſanfte Himmel, ſage ich, wird Ihnen die Illuſiön etwas erſchweren. Wenn ein günſtiges Schickſal Ihnen noch einſt verſtattet, an den Ufern des Po, der Tiber, oder des Silaris, einen Herbſt zu halten, oder, wie Savary, in Kreta bei dem alten biedern Muſelmann, unter Pomeranzenbäumen, die der heiterſte Himmel umfließt, köſtlichen Nektar zu trinken; dann — Walther! — werden Sie erſt mit völliger poetiſcher Wahr-

ſcheinlichkeit Horazens begeiſterte Strophen wiederholen können:

Bacchum in remotis carmina rupibus
Vidi docentem — credite posteri! —
Nymphasque discentes et aures
Capripedum Satyrorum acutas.

Walther. In Kreta würde es mir leicht werden, die remotas rupes, wo Bacchus ſizt und docirt, auf dem Idagebirge zu finden. Unter den Orangenbäumen meines Iſmael Aga hervor, würde ich nach dieſen berühmten Gipfeln hinblicken, wo, nach dem unverdächtigen Zeugniß unſeres guten alten Vaters Homer, der Donnerer einſt — wiewohl zum groſſen Präjudiz ſeiner

Trojaner — Sieſta hielt. Warum ſollte nicht ſeinen damaligen Siz ein anderer, freundlicherer Gott, deſſen Verehrer die Poeten allezeit geweſen ſind, haben einnehmen können? —

Lienhard. Allerdings, Freund, würde er auf einem ſo wichtigen Zeugniß beruhende Schlaf Jupiters auf der Spize des Ida, dem Sizen und Doziren des Bacchus auf dieſen Höhen viel von jener vorgegebenen Unwahrſcheinlichkeit benehmen, welche gewiſſe Koryphäen der Sekte, die an allem zweifelt, dieſer Erzählung vorwerfen. Ein einziger hinreichend beſtätigter Fall von jener Art, entſcheidet die

Glaublichkeit aller andern ihm ähnlichen Fälle, ob gleich hernach zu ihrer Glaubwürdigkeit noch etwas mehr — nehmlich das Zeugniß, welches in Ansehung seines spezifiken Gewichts sehr ungleich seyn kann — erfodert wird. — Ausserdem, Walther, können Sie den Grund Ihrer Hofnung, den Vater Liber noch einst auf Gargarum zu erblicken, meines Bedünkens, dadurch noch verstärken, daß es dem Propheten der Muselmänner, troz der ewigen Fehde, die er dem großen Freudengeber geschworen hatte, nie gelungen ist, ihn ganz aus jener ehemals glücklichen Insel zu vertreiben, wo Mi-

nos — magni confabulator' Jovis — regierte. Denn lesen Sie nur, was Savary bei Ismael Aga zu Kanea getrunken hat! Vin de Loi, Malvasier vom Ida, und noch einen wohlriechenden und wohlschmeckenden rothen Wein. Der alte Türke trank mit, weil — vermuthlich Natur und Vernunft bei ihm stärker wirkten, als das Verbot des Propheten. Wo aber die herrlichsten Geschenke des Bacchus, und selbst seine eifrigsten Priester zugegen sind, sollte da Er, der Gott selbst, abwesend seyn können? — —

Walther. Unmöglich, Lienhard, wenn der Schluß eines gewissen Timo-

flek, *) der dem Damis so lächerlich vorkam, gegründet ist: Wenn es Altäre giebt, so müssen auch Götter vorhanden seyn. Nun giebt es Altäre; also — giebt es auch Götter!

Lienhard. Denken Sie Sich nun, Walther! — um Sie zu meiner jezigen Lektüre zurükzubringen — eine natürliche Grotte — ungefähr wie Virgil in der neunten Ekloge eine malt —

hic candida populus antro
Imminet, et lentae texunt umbracula vites; —

und wie Gresset in seiner freien frau-

---

*) In Lucians Jupiter Tragödus.

zösischen Uebersezung der Ekloge Silenus, die Grotte annimmt, worin der Alte sang:

Dans un antre champêtre, orné par la nature,
Sous des pampres fleuris, sur un lit de verdure,
Siléne, de Morphée éprouvant la douceur,
A' des songes rians abandonnoit son coeur.

Nichts stöhrte bisher die wollustvolle Ruhe des Schläfers. Tiefe Stille herrschte auf der blumichten Flur in der schwülen Stunde des Mittags. Kaum wankten die Schatten des Weinstocks,

deſſen Laub den Eingang der Grotte in grüne Nacht hüllte, vor dem Liſpeln Zephyrs. —

Nunc etiam pecudes umbras et frigora captant,

Nunc virides etiam occultant ſpineta lacertos.

Zwei Satyrknaben nahen ſich der ſchattichten Grotte, und — ſiehe da! ſie finden den alten Silen ſchlafend. Der Kranz, der bey'm Abendſchmauſe des vorigen Tages ſeine Schläfe umwand, war abgefallen. Seine liebe Kanne hing nicht weit davon. In einem Anfall von Petulanz flechten ſie aus dem Kranze eine Kette, und legen ſie dem

Schläfer an. Aber — schüchtern, das Erwachen besorgend, weichen sie zurük. Aegle, der Najaden schönste, gesellt sich zu ihnen, und — schon öffneten sich seine von den Schlummerkörnern des Morpheus noch schweren Augenlieder! — — malt ihm die Stirne und die Schläfe mit dem Safte rother Beeren. So war es uralte Sitte, die Götterbilder mit Zinnober zu färben, und diesen Gebrauch scheint man bei den Feldgöttern beibehalten zu haben. — — Man fand vor ungefähr dreißig Jahren im Neapolitanischen ein altes Kunstwerk von getriebener Arbeit, welches den Silen, in der Grotte sizend, eine

Nymphe, mit einem Zweige, und zwei lauschende Satyrknaben vorstellt. Vor der Grotte sah man Silen's Esel, und zwei tanzende Satyrn.

Walther. Ich erinnere mich in Montfaucons Antiquité expliquée einen Kupferstich, der eine Antike zum Original hatte, gesehen zu haben, worauf Silen abgebildet ist, wie er auf einem Fell ruhet, und sich auf einen Weinschlauch stützt, mit der andern Hand aber die umgekehrte Kanne hält. Es ist auch nicht ungewöhnlich, daß man den Faunus auf alten Kunstwerken die Leyer spielen siehet.

Lienhard. Silen erfüllte der Umſtehenden Bitte. Er ſang, und die Wirkung des Geſanges war wunderbar, wie es der Effekt der Muſik in den älteſten Zeiten überhaupt geweſen zu ſeyn ſcheint. Erinnern Sie Sich nur an die Leyer des Orpheus. Kaum erhob Silen ſeine Stimme, als man Faunen und wilde Thiere in Reihen tanzen, und die ſtarren Eichen ihre Wipfel bewegen ſah.

Walther. Aber es waren auch keine Kleinigkeiten, was er ſang. Sein Thema war die Geſchichte der Urwelt, welche von den hiſtoriſchen Zeiten ſo weit entfernt geweſen zu ſeyn ſcheint,

daß es einigen Kritikern — wiewohl ich mich hüten werde, ihrer Meinung beizustimmen! — vorgekommen ist, als ob aus Ursachen, die ihnen sehr natürlich dünken, kein einziges unstreitig ächtes Denkmal aus ihr bis auf unsere Zeiten sich erhalten habe. Ihre Begebenheiten gingen zum Theil der Existenz der Menschen vorher, wie z. B. die Zusammenfügung der Erdkörper aus den vorher durch den leeren Raum zerstreuet gewesenen Elementen, das Hartwerden des Bodens, die Einschließung der Meere in bestimmte Grenzen, das Hervorkeimen der Wälder, u. a. m. deren unser Silen ge-

denkt. Von dieſen könnten wir alſo nur ungewiſſe Muthmaßungen vorbringen, wofern nicht ein Gott, oder wenigſtens ein Halbgott — wie hier unſer Silen — die Theorie uns offenbart hätte. Andere Ereigniſſe waren zwar der Exiſtenz unſerer Urahnen gleichzeitig. Sie konnten alſo Zuſchauer haben, aber noch nicht Beobachter und Erzähler. Denn, Lienhard! Sie zweifeln nicht, daß es eine Zeit gab, da

„Sie irrten, mit Fellen bedeckt, in dunkeln Eichenhainen,

„Der Mann mit der Keule bewehrt, das Weib mit ihren Kindern.

„Nach Affenweiſe behangen; und ſank die Sonne, ſo blieb

„Ein jedes liegen, wohin der Zufall es trieb.“

Sie erlauben mir, dieſen Verſen unſeres gröſten Dichters noch eine Stelle Virgils beizufügen:

Gens —

Queis neque mos, neque cultus erat, nec jungere tauros,

Aut componere opes norant, aut parcere parto,

Sed rami, atque aſper victu venatus alebat.

— — — Genus indocile ac diſperſum

Montibus altis — — — — —

Dieſe uralten Menſchen oder Anthropomorphen konnten weder ſchreiben noch auf Stein oder Erz graviren. Sie hinterließen uns, ihren Urenkeln, nichts, woraus auch nur die dürftigſte Geſchichte zuſammenzuſezen wäre.

Lienhard. Sie hätten noch die Nachricht anführen können, welche Salluſt von den Getuliern und Lybiern giebt, und die ein Gemälde der älteſten Bewohner des Globus zu ſeyn ſcheint: aſperi inculcique — — vagi, palantes, quas nox coëgerat, ſedes habebant. Tacitus liefert uns eine ähnliche Schilderung von den Finnen: „ſie ſind äuſſerſt wild, arm, ohne

„Waffen, ohne Pferde, ohne Wohnun„gen. Kräuter sind ihre Speise, Felle „ihr Kleid, die Erde ihr Lager. — Ihr „Asyl gegen das Wetter und wilde „Thiere ist ein aus Zweigen geflochte„nes Laubdach.“ — Freilich waren die Aboriginer der mildern südlichern Erdstriche durch die Wohlthat ihres freundlichern Himmels weit weniger schlimm daran, und aus mehrern Ursachen einer frühern Kultur fähig. Indeß blieben sie lange ohne Kenntnis des Vergangenen, und ohne Sorge, Nachrichten von gleichzeitigen Dingen auf die Nachwelt zu bringen. Zwar sagt man, den Mangel der

Schreibkunſt habe die Tradition erſezt, welche wegen des längern Lebens der Menſchen, in den erſten Zeiten, und der geringern Zahl der Generationen, die zwiſchen dem Augenzeugen der Begebenheit und dem erſten Aufſchreiber derſelben befindlich waren, zuverläſſiger hätte ſeyn können, als in ſpätern Jahrhunderten. Allein mir däucht, die groſſe Unwiſſenheit der damaligen Menſchen, die Armuth ihrer Sprache, und die nothgedrungene Verwendung ihrer ganzen Thätigkeit auf die Befriedigung animaliſcher Bedürfniſſe, wobei ihnen weder Zeit noch Luſt übrig blieb, für die

Erhaltung des Andenkens der Begebenheiten zu sorgen, schwäche jenes sonst scheinbare Argument für die Zuverläſſigkeit der älteſten Traditionen nicht wenig. — — — Sie, Walther! behaupteten alſo mit ſehr gutem Grunde: daß die Theorie vom Urſprung der Dinge und den Ereigniſſen der älteſten — mithin vorhiſtoriſchen — Welt, wovon Silen ſang, uns von einem Gotte — oder wenigſtens einem Halbgotte müſſe offenbart werden ſeyn. — —

Walther. Woher könnten wir auch anders die Steine der Pyrrha — unde homines nati, durum genus —

und den Erdklos der hebräiſchen Kosmogonie kennen, aus welchem durch den Hauch Elohims eine lebendige Perſon ward? — — —

Lienhard. Verehren Sie mit mir in dieſen Dingen die Vorſtellungsart der älteſten Dichter oder Propheten! — — Man muß es ihnen verzeihen, daß ſie — unſere Phyſik nicht hatten, und — wie weit hinauf erklärt auch die? —

Zweites Gespräch.

Cum thyaso Satyrorum, et Nysigenis Silenis.

Catull.

Walther.

Der Kirchenvater Hieronymus versichert, daß der Einsiedler Paul mit den Faunen und Satyr'n der thebaischen Wüste verschiedene Unterredungen gehabt hat. Lienhard! ein so wichtiges Zeugniß können wir — nach dem Urtheil eines gewissen großen und

gelehrten Verehrers der Kirchenväter nicht verwerfen! Dieser Gelehrte sagte mir: Der heilige Hieronymus sei zu fromm und ehrlich gewesen, um zu erdichten, daß Paul dergleichen Konversationen gehalten zu haben versichert habe. Der Einsiedler Paul aber habe sich in Ansehung einer in die äussern Sinne fallenden Sache, die ihm noch sogar — nicht einmal, sondern mehrmals begegnet sei, nicht irren können. Hatte der heilige Bewohner der Thebaide nicht Augen und Ohren, wie wir? — Erdichtet kann er seinen Umgang mit den Faunen auch nicht haben, denn

ein Mann, der um der Religion willen, der Welt und allem sinnlichen Vergnügen entsagt, in eine traurige Wüste fliehet, und sich freiwillig zu einem elenden und armseligen Leben verdammt — so ein Mann muß von der Wahrheit der Religion so fest überzeugt gewesen seyn, daß er wissentlich keiner ihrer Vorschriften, z. B. durch Betrug und Lügen, zuwider handeln konnte. Da nun Paul, der Eremit, weder ein Betrüger, *) noch ein Betrogener gewesen seyn kann, so müssen wir — — —

*) Da er kein sichtbares Interesse zu lügen hatte.

Lienhard. Um ſeiner Konverſatio-nen willen, die kein Menſch — und am wenigſten ein prüfender Beobachter — belauſcht hat, das Daſein der Fau-nen und Satyr'n glauben? Nach dieſer Art zu ſchließen, Walther! iſt auch das Daſein der Acephalen oder der Leute ohne Kopf, in Aethiopien, erwieſen. Der heil. Auguſtin ver-ſichert, in dieſer Gegend von Afrika — welches an Wunderthieren, theils durch ſein Klima, theils durch die feu-rige Einbildungskraft ſeiner Bewoh-ner, nach dem Zeugniß der Alten, immer ſo fruchtbar geweſen iſt — „vie-„le Männer und Weiber, die keine Kö-

„pfe hatten, gesehen, und sie sogar ka„techisirt zu haben.“ — —

Walther. Der Heilige hätte uns wenigstens erklären sollen, wie die Acephalen, ohne Ohren seinen Vortrag hören konnten? Lesen konnten sie die Aufsätze des Bischofs von Hippon auch nicht, da mit dem Kopfe auch die Augen ihnen fehlten.

Lienhard. Diese Schwierigkeit, Walther, wird freilich dadurch noch verstärkt, daß zu den Zeiten Augustins die magnetische Manipulation noch nicht erfunden war, wodurch man in den Stand gesezt wird, mit den

Fingern ziemlich feine Schrift leſen zu können. — —

Walther. Wie erklären Sie Sich aber die Erzählung des heil. Hieronymus? verſteht ſich: ſo, daß ſeine Ehre dabei gerettet wird! —

Lienhard. Ich kenne den Karakter und die beſondern Abſichten, Umſtände und Verhältniſſe des heil. Hieronymus nicht genug, um mit völliger Sicherheit behaupten zu können, daß er uns nicht hat mit der Unwahrheit hintergehen wollen. — Er war ein Kirchenvater, und die Kirchenväter ſind faſt ohne Ausnahme der Meinung geweſen, integrum omnino

Doctoribus et coetus Christiani Antistitibus esse, vt dolos versent, falsa veris intermiſceant, et inprimis religionis hoſtes fallant, dummodo veritatis commodis et vtilitati inſerviant. Ribov beweiſt es im Programm von der Oekonomie der Väter. Die Kirchenväter legen ſelbſt den Apoſteln eine ſolche Oekonomie bei. Hieronymus ſelbſt ſagt in einer merkwürdigen Stelle nicht undeutlich, daß ſogar Paulus, dieſer große Apoſtel, aus deſſen wundervoller Bekehrung der Ritter Lyttleton die Wahrheit unſerer chriſtlichen Religion ſo bündig erwieſen hat — in der Anführung von Zeug-

niſſen aus dem Alten Teſtamente, einen dolum bonum geſpielt habe. Man muß es alſo wenigſtens für möglich halten, daß eben dieſer Hieronymus, welcher ſo etwas zu thun in gewiſſen Fällen, [wenn das Intereſſe der Religion es zu erfodern ſchien] für erlaubt, und es ſogar von den Apoſteln ſelbſt ſchon practicirt, hielt, in der ihm löblich ſcheinenden Abſicht, dem Eremiten Paul ein größeres Relief zu geben, und dadurch per indirectum die Religion zu verherrlichen, die Wunderdinge erdichtet habe, die er uns von ſeinem Einſiedler erzählt, z. B. die Geſpräche mit Satyr'n, ferner,

daß ein Rabe dem Eremiten dreißig Jahre lang, täglich, wenn er allein war, ein halbes Brod, und, wenn er vom Einsiedler Antonius besucht wurde, ein ganzes Brod zu seinem Diner gebracht habe. Aber wir haben, wie mir däucht, nicht nöthig, den Kirchenvater einer Erdichtung zu zeihen. Es kann sehr wohl seyn, daß er die Abentheuer des Einsiedlers in der Thebaide selbst geglaubt hat. Er war ein Mann von sehr lebhafter Imagination. Wir müßten aber — in so fern er kein Augenzeuge von den Unhaltungen des Eremiten mit Faunen gewesen ist — eigentlich nicht ihm,

ſondern dem Eremiten, von dem er mittelbar oder unmittelbar die Nachricht hatte, und deſſen Leben er beſchrieb, auf ſein Wort glauben. — —

. **Walther.** Von dieſem Eremiten bewies aber mein Gelehrter: daß er weder ein Betrüger noch ein Betrogener hat ſeyn können. Kein Betrüger — denn was hätte er, der längſt der Welt entſagt hatte, und weder nach Ehre, noch Reichthum und Gewalt ſtrebte, von ſeinem Betruge für Vortheil oder Gewinn hoffen können? — Kein Betrogener — denn die Exiſtenz der Faunen und Satyrn fiel ihm in die Augen. Er ſah ſie — nicht Ein-

mal, sondern mehrmals, und — sprach sogar mit ihnen. — — —

Lienhard. Glaubte der Gelehrte, wovon Sie reden, an Swedenborgs Konversationen mit Geistern und Verstorbenen? —

Walther. Nein, Lienhard, er hielt Emanuel Swedenborg für einen Phantasten.

Lienhard. Wenn das ist, Walther, so haben wir einen neuen Beitrag zu den ohnehin zahlreichen Beweisen unserer Inkonsequenz erlebt.

Walther. Wie so? that er etwa Unrecht daran, Swedenborg für einen Phantasten zu halten?

Lienhard. Die Société exegétique et philanthropique zu Stokholm würde Ihre Frage sogleich bejahen. Sie wissen aber, daß ich weder zu den Mitgliedern, noch zu den Jüngern dieser Societät gehöre. Was dem einen Recht ist, ist dem andern billig. Ihr Homme de Lettres hätte meines Bedünkens entweder auch Herrn Emanuel Swedenberg von der gegen ihn angebrachten Beschuldigung der Schwärmerei absolviren, oder, wenn er dieses salva conscientia nicht thun zu können glaubte, eben so wohl als ihn, den Einsiedler Paul für einen überwiesenen Phantasten deklariren müssen. Swe-

benborg giebt eben so wohl vor, Geister gesehen, gehört, ja einigemal gefühlt zu haben. Der Sinn des Gefühls ist aber derjenige, wodurch wir nach der Meinung der Philosophen, die Wirklichkeit der Aussendinge am sichersten erkennen. Der schwedische Bergassessor war, vielen Zeugnissen zufolge, ein frommer und ehrlicher Mann. Wenn Ihr Gelehrter nun in den Visionen dieses Mannes selbst den Beweis seiner Narrheit nicht finden konnte, so würde er vielleicht aus den übrigen — physikalischen und mathematischen — Schriften desselben, worin der Verfasser gesunden Menschen-

verſtand, Kenntniß der Natur, und ſogar algebraiſchen Scharfſinn zeigt, geſchloſſen haben: Swedenborg könne, bei ſo vielen Denkmälern, die zum Vortheil ſeiner Vernunft zeugen, in keinem Stücke ein Phantaſt geweſen ſeyn. — — —

Walther. Dann hätte er freilich vergeſſen, daß es nie an Leuten gefehlt hat, welche nur circa certum objectum deliriren, ſonſt aber, wenn eine gewiſſe verſtimmte, mistönende Saite nur nicht gerührt wird, denken und handeln, wie alle vernünftige Menſchen.

Lienhard. Die Ausſage des Eremiten Paul könnte einem Kritiker — wenn

auch ſonſt noch ein authentiſches Proto-
koll darüber vorhanden wäre — noch
aus dem Grunde wenig zu beweiſen
ſcheinen,

Que la raiſon s'enfuit chèz les gens
ſequeſtrés,

wie la Fontaine ſagte. Lange Ein-
ſamkeit, Faſten und Wachen — welches
den Körper ausmergelt und das Blut
erhizt — verbunden mit der brennenden
Sonne der thebaiſchen Wüſte, mußten
nothwendig das Hirn unſeres Einſied-
lers austrocknen, und ſeine Einbildungs-
kraft entzünden. So entſtehet gegen
ihn der gegründete Verdacht, daß er mit
der Phantaſie, und nicht mit den Au-

gen gesehen hat. Sein Zeugniß kann also nur als Enumeration seiner eigenen Einbildungen und Träume, als Beitrag zur Naturgeschichte eines Schwärmers, gelten, so oft das Bezeugte denen Gegenständen, die innerhalb des bekannten Cirkels der ordentlichen menschlichen Erfahrung liegen, auffallend unähnlich, oder gar damit im Widerspruche ist. — — —

Walther. Ihre Auseinandersezung dieser Materie ist lichtvoll und gründlich. Sie könnte, wenn ich nicht irre, als ein Antidot gegen den Aberglauben und die Schwärmerei dienen, wofern Schwärmerei nicht oft von physischen

Urſachen abhinge, welche bei denen, die ihrem Einfluß unterworfen ſind, die Aufmerkſamkeit auf Grundſäze, [welche ihren Scheinerfahrungen die Realität abſprechen,] und den Gebrauch der Vernunft ausſchließen. Indeß, Lienhard, wünſchte ich von Ihnen — da Sie auf das Zeugniß des Eremiten Paul, und des Kirchenvaters Hieronymus ſelbſt, das Daſeyn der Faunen und Satyrn nicht geradezu glauben, oder für dadurch erwieſen halten wollen — zu erfahren, ob es etwa Ihrer Meinung nach, noch andere und beſſere Gründe giebt, die Exiſtenz dieſer zweideutigen Weſen anzunehmen, und —

wofern Sie dergleichen Gründe nicht zugeben ſollten, wie Sie ſich den Urſprung der Idee von Faunen, Satyrn, Panen, Silenen, kurz von den Wald- und Feldgöttern der Alten erklären? — —

Lienhard. Ich ſtehe zu Ihrem Befehl. Aber für heute dürfte es zu viel werden. Morgen — wenn es Ihnen beliebt — wollen wir die Unterredung fortſezen. — —

Drittes Gespräch.

Lacte madens illic ſuberat Pan ilicis
umbrae.
Tibull.

Walther.

Die Faunen und Satyrn, Pan und Silen haben noch das Zeugniß der Poeten für ſich. Aber ich fürchte, Lienhard, dieſe Autorität wird Ihnen, ob Sie gleich ſonſt die Dichtkunſt lieben, und die Meiſter derſelben verehren, kein über alle Einwendung erhabener Be-

weis zu ſeyn ſcheinen. — So weit ich die Stimmung Ihres Geiſtes kenne, gehet es Ihnen ungefähr, wie dem Lucian von Samoſata, welcher gewiſſe Dinge zu glauben Bedenken trug, ob ſie ſich gleich in den ehrwürdigen Schriften der beiden ehrlichen Männer und uralten Dichter, Homer und Heſiodus, finden. — —

Lienhard. Freilich, Walther, beweiſt das Zeugniß der Poeten für das Daſein der Faunen und Satyrn, Aegipanen, u. d. nicht mehr und nicht weniger, als es für die Exiſtenz des Bacchus, der Juno, der Minerva, oder auch der perſonificirten Zwietracht be-

weiſt, welche in der Henriade herum-läuft und ſo viel Unheil ſtiftet. — —

Walther. Aber ich würde, wenn ich zum Sachwalter des Faunus und al-ler Ziegenfüßler der Mythologie berufen wäre, mich zum Vortheil meiner gu-ten Sache noch auf das Anſehen vie-ler alten Geſchichtſchreiber berufen kön-nen — ungefähr ſo, wie der Herr Graf von Gabalis ſich auf das Zeugniß der Geſchichte berief, um die Wirklich-keit der Sylphen und elementa-riſchen Geiſter feſtzuſezen. — —

Lienhard. Keiner von den alten Lieblingen der hiſtoriſchen Muſe — wenigſtens keiner, deſſen Stimme hier

einiges Gewicht haben könnte — Xenophon nicht, nicht Thucydides, Polyb, Livius, Tacitus, oder Plinius, hat meines Wissens nur vorgegeben, einen von jenen Elementargeistern, oder allenfalls einen lebendigen Faun, Aegipan, oder Sylvan, selbst gesehen zu haben. Diese großen Männer fanden den Volksglauben an diese, oder andere ähnliche Dinge, bereits lange etablirt. Sie berühren ihn entweder gar nicht, oder wenn sie darauf zu sprechen kommen, so sagen sie etwas davon, ohne es ausdrücklich zu billigen, oder zu widerlegen. Nur giebt es in den Werken der meisten Alten, die ich eben ange-

führt habe, einige Stellen, woraus nicht undeutlich zu ersehen ist, daß diese Extramenschen nichts weniger als superstitiös für ihre eigene Person waren. Sie selbst hatten die Götter, Halbgötter, Faunen, Nymphen, Dryaden, Oreaden, u. d. m. nie anders als in Gemälden und in Statüen gesehen, so, wie wir sie noch jezt in Antiquitäten- und Raritätenkabinetten, in den Monumenti antichi, in den Pitture di Hercolano, u. s. f. sehen können. — —

Walther. Eine Kopie ohne Original! würde Ihnen hier ein gewisser Philosoph von meiner Bekanntschaft

halb unwillig entgegenrufen. Sezt nicht jede Nachbildung ein Urbild voraus? — —

Lienhard. Dieser Schluß ist nicht viel stärker, als der jenes Sophisten bey'm Lucian, welcher aus dem Daseyn der Altäre das nothwendige Daseyn der Götter beweist. Es giebt Dinge, die sich eher *malen*, als *glauben* lassen, die man eher der Einbildungskraft, als den äussern Sinnen in der Wirklichkeit *darstellen* kann. — Es ist wahr, die Nachbildung, die ein Werk der *Kunst*, oder des *Verstandes* ist, unterstellt ein *Urbild*. Aber dieses *Modell* darf nicht eben eine *ausser uns wirklich*

vorhandene Sache seyn. Es ist oft nur ein Ideal im Kopfe des Künstlers. Dieses Ideal sezte er freilich aus Elementen zusammen, die er aus der Sinnenwelt entlehnen mußte. Ohne die Sinne, und die Erfahrung vermittelst derselben, würde unser Verstand an Kenntnissen bettelarm seyn. Aber die Form, welche dem Geschöpf des Artisten sein Wesen giebt, ist das Werk seiner spielenden Einbildungskraft, und stellte sich — ausser seinem Kunstwerk — nie mit allen ihren Zügen und Besonderheiten, unsern Sinnen dar. Wollte man gewisse antike Gemälde und Statüen als Kopien be-

trachten, die ein ihnen genau entſprechendes Original in der wirklichen Natur vorausſezen, ſo wäre auch das Daſeyn der Hippogryphen und Centauren, der Baſiliſken, und mancher andern fabelhaften Weſen erwieſen, wovon es uns an Abbildungen nicht fehlt. — —

Walther. Sie werden alſo, wie ich vorher ahnde, auch diejenigen merkwürdigen Träume, welche die Römer Faunorum ludibria zu nennen pflegten, und wogegen Plinius die Wurzel der groſſen Päonie zu brauchen empfiehlt, nicht als ein Argument ohne Replik, für das

Daseyn jener Ziegenfüßler gelten lassen? — —

Lienhard. Männer und Weiber von melancholischem Temperament, im Schlafe gedrückt vom Gewicht ihres dicken Blutes oder unverdauter Speisen, träumten, daß Faunen und Satyrn sie während des Schlafes violirten. Aerzte erklären uns die Phänomene des Alpdrückens, den Druck, den der Schlafende empfindet, aus innern Ursachen, ob es dem Träumer gleich scheint, als würde dieser Druck durch einen äussern, auf ihm liegenden, Körper verursacht. Die beste Erklärung dieser Erscheinung haben wir dem Herrn Pro-

feſſor Fabre zu Paris zu danken. Ich leſe Ihnen eine Stelle aus ſeinem Eſſai ſur les facultés de l'ame vor: „Le co-„chemar ou l'incube, accident „très-commun dans l'affection hypo-„condrique, dépend d'une impreſſion „facheuſe, faite ſur le centre du ſyſtème „ſenſible. Celui, qui éprouve cet acci-„dent, s'imagine, lorsqu'il eſt endormi, „avoir ſur la poitrine et l'éſtomac un „poids conſidérable, dont il ne peut „venir à bout de ſe débarraſſer, malgré „tous les efforts qu'il croit faire. Il „s'imagine quelquefois combattre contre „des hommes très-forts et très-„grands. — — — Cet accident ne

„ſurvient à ceux, qui y ſont ſujets, que „lorſqu'ayant l'éſtomac plein, ils „dorment couchés ſur le dos. Or, ſi „l'on conſidére, que le plexus ſo„laire eſt ſitué derrière l'éſtomac, et „que ce viſcère porte ſur lui quand on „dort dans cette ſituation, on concevra, „que dans une maladie telle que l'af„fection hypocondriaque, dans laquelle „les nerfs ont une ſenſibilité portée à „l'excès, l'impreſſion que le poids de „l'éſtomac fait ſur le centre du ſyſtême „ſenſible, eſt ſeule capable de pro„duire tous les effets, qui caractériſent „le Cochemar." — —

Walther. Aber was ſagen Sie,

Lienhard, zu der Begebenheit, welche uns Plutarch aufbehalten hat? — Das Schiff des Piloten Thamus befand ſich einmal gegen Abend in der Nähe gewiſſer Inſeln des ägeiſchen Meeres. Der Wind hörte gänzlich auf zu wehen. Alle Leute von der Equipage wachten. Die meiſten brachten, wie Seeleute pflegen, ihre Zeit mit Trinken zu. Plötzlich hörte man eine Stimme, die von den Inſeln herkam, und Thamus! rief. Thamus ließ ſich zweimal rufen, ohne zu antworten. Aber als die Stimme zum drittenmale rief, antwortete er. Die Stimme befahl ihm, ſobald er an einem gewiſſen Orte ange-

kommen seyn würde, zu schreien, daß der große Pan gestorben sei! Jedermann im Schiffe war erschrocken. Man berathschlagte sich, ob Thamus der Stimme gehorchen sollte? Aber Thamus beschloß, daß er, wenn er an dem bestimmten Orte angelangt, und der Wind stark genug seyn würde, um weiter zu fahren, nichts sagen wollte, wenn aber eine Windstille ihn dort aufhalten würde, so wolle er den erhaltenen Befehl vollziehen. — — An dem bezeichneten Orte überfiel ihn wirklich eine Windstille, und nun schrie er aus allen Kräften, daß der große Pan gestorben sei. — — — Kaum schwieg er,

als man von allen Seiten ein klagendes Geſchrei hörte, wie von einer groſſen Anzahl Perſonen, die über dieſe Nachricht betrübt wären. — Alle Leute im Schiff waren Ohrenzeugen dieſes Abentheuers. So erzählt in Plutarchs Abhandlung von dem Verſtummen der Orakel, Aleombrotes dieſe Geſchichte. Er hatte ſie vom Hepitherſes gehört, der damals, als das Wunder geſchah, im Schiffe des Thamus zugegen geweſen, und ein Grammaticus war. — —

Lienhard. Euſebius und andere Gelehrte haben dieſe Begebenheit für wahr gehalten. Aber im Plutarch folgt

unmittelbar auf sie eine so ungereimte Fabel, daß dieselbe allein hinlänglich wäre, auch jene Erzählung um ihren Kredit zu bringen. — Demetrius sagt daselbst, daß die meisten Inseln gegen England zu, wüst, und den Dämonen und Heroen geheiligt sind. An einer dieser Inseln, welche bewohnt gewesen sei, wäre er angelandet. Bald nach seiner Ankunft entstand ein heftiger Sturm und Donnerwetter. Die Einwohner versicherten, daß einer der vornehmsten Dämonen gestorben seyn müsse, weil ihren Tod allezeit einige Unglücksfälle zu begleiten pflegten. — Demetrius fügt hinzu, daß eins dieser

Eylande das Gefängniß Saturns ſei, der in einem immerwährenden Schlafe liege, und vom Rieſen Briareus bewacht werde. Dieſe Erzählungen ſehen — die Wahrheit zu ſagen — einem Feenmährchen ſo ähnlich, wie ein Ey dem andern, und man wird ſie ohne Bedenken für ein ſolches halten können, wenigſtens ſo lange, bis uns das Gegentheil, d. h. die Wahrheit dieſer Geſchichten, unwiderſprechlich bewieſen wird. — — Unter den Beweiſen für das Daſeyn der Nymphen pflegte man auch den Widerhall oder das Echo anzuführen.

Vocalis Nympha, quae nec reticere loquenti,
Nec prius ipſa loqui didicit, reſonabilis Echo. —

Es war eine Zeit, da man ſich die Entſtehung des Wiederhalles ſo wenig, als andere Naturerſcheinungen, vernünftig zu erklären wußte. Weil man aber doch nie eine Wirkung ohne Urſache annehmen konnte, ſo ſtellte man ſich vor: gewiſſe menſchenähnliche, aber doch nicht zu unſerer Art gehörige, vernünftige Weſen bewohnten die Wälder und Berge, und artikulirten die Töne, welche von dorther den Rufenden entgegen ſchallten. — — —

Walther. Ich ſehe alſo, Lienhard, daß Sie durch den hiſtoriſchen, oder aus den Begebenheiten hergeleiteten, Beweis, vom wirklichen Daſeyn der Faunen, Satyrn, Silenen, Aegipanen, Nymphen, Oreaden, u. d. m. nicht überzeugt werden. Vermuthlich aus dem Grunde, weil Sie vorausſezen, daß die Begebenheiten ſelbſt, worauf am Ende alles ankömmt, nur in der Vorſtellung oder Art zu ſehen der älteſten Welt, und durch die Art und Weiſe, wie die alten Erzähler ſie referirten, wunderbar ſchienen, und mehrentheils ganz natürlich erklärt werden könnten; die we-

nigen Ereigniſſe aber, deren natürliche Erklärung zu viel Schwierigkeit haben möchte, lange nicht bewieſen genug wären, um auf ſie den Beweis von der Exiſtenz ſo vieler ſonderbaren Weſen zu gründen. —

Lienhard. Der Graf von Gabalis erklärt uns die Stimme, welche dem Thamus befahl, den Tod des großen Pan zu verkündigen, dadurch: daß die Völker der Luft die Völker des Waſſers, oder die Ondinen, vom Tode des erſten und älteſten der Sylphen haben benachrichtigen wollen. — — Dergleichen Erklärungen, oder angebliche Urſachen gewiſſer Dinge

erklären nichts, da sie neue, und oft gröſsere, Unerklärbarkeiten voraussezen. Ist das Daseyn der Sylphen und Ondinen stärker bewiesen, als die Stimme, welche Thamus mit seinen Matrosen gehört hat? — —

Walcher. Für die Existenz der Sylphen und Gnomen giebt es, nach der Theorie eines groſsen Kenners der Elementargeister, unter andern auch folgenden Beweis: auf gewissen Inseln, wo man doch keinen Menschen siehet, hört man, nach dem Zeugniſs des weisen Stagyriten, bisweilen Tänze und Freudengeschrei. Das ist nichts anderes, als

das Beilager, welches ein Gnom mit einer Tochter der Menschen celebrirt.

Lienhard. Diese Neuigkeiten von gewissen Inseln hat wahrscheinlich ein Reisender erzählt, der eben so viel Glauben verdient, als Plutarchs Demetrius. Wenigstens glaube ich dieses aus der Physiognomie seines Reiseberichts ziemlich sicher schließen zu können. Wäre jenes Argument für das Daseyn der Gnomen richtig, so wäre nichts sicherer, als daß die waldigte Insel, welche Hanno, der Punische Admiral, an einer Seite von Afrika entdeckte, von Gnomen bewohnt gewesen ist. —

Walther. Wie so?

Lienhard. Wir stiegen, sagt Hanno im Periplus, *) an der Insel aus. Am Tage sahen wir nichts als Wald. Zur Nachtzeit hingegen erblickten wir viele leuchtende Feuer, und hörten ein Tönen von Pfeifen, Cymbeln und Paukenschlägen, mit gewaltigem Geschrei vermischt. Schrecken überfiel uns, und unsere Wahrsager befahlen, die Insel zu verlassen. — — Die Karthager, unter Hanno's Anführung, sa-

*) Dessen Authentie Dodwell und andere Gelehrte bezweifelt, aber Montesquieu, Bougainville und Campomanes vertheidigt haben.

hen also Niemand auf der Insel, aber sie hörten Musik und Jauchzen. — Also — war das Eyland von Gnomen bewohnt, wenigstens wenn die Art zu schließen Ihres Kenners der Elementargeister gelten soll. Der natürlichere Schluß aus den Wahrnehmungen des Punischen Seefahrers war wohl dieser: Wilde bewohnen die Insel. Aber um den brennenden Sonnenstralen dieses heißen Himmelstriches zu entgehen, schlafen sie, von Arbeit und Sorgen frei, den Tag über, in den dicken Wäldern. Des Nachts, wenn es kühler geworden ist, erlustigen sie sich mit Musik und Tanz, und zünden viele Feuer an,

um die wilden Thiere, die um dieſe Zeit aus ihren Höhlen hervorgehen, zu entfernen. — — —

Walther. Ich bin verſucht, Ihnen, Lienhard, noch einen Beweis für die Exiſtenz der Faunen, Satyrn und Sylvanen vorzulegen, der von gewiſſen Spielen, Feſten und Ceremonien der Alten hergenommen iſt. Dieſen Beweis haben einige Männer von Anſehen für ſehr bündig ausgegeben. Das Feſt des Faunus war eingeſezt, um das Andenken ſeines Abentheuers mit Omphale und Herkules zu verewigen. Würde man gewiſſe Spiele verordnet, Ceremonien eingeführt, und

periodiſche Feſte gefeiert haben, um gewiſſe Begebenheiten der Vorzeit in's Gedächtniß der Menſchen zurückzurufen, wenn man nicht damals eine ſichere Ueberzeugung von der Exiſtenz jener Begebenheiten gehabt hätte? — —

Lienhard. Wären Statüen, Tempel, Ceremonien und Spiele ein ſicherer Beweis, ſo müßten wir daraus folgern, daß Caſtor und Pollux wirklich an der Spize des römiſchen Heeres gefochten, daß Jupiter die Römer auf ihrer Flucht zurückgehalten hat, daß die Libri Faſtorum Ovid's ein gültiges Zeugniß für die Mirakel des alten Roms, und die Tempel des lügenvollen Grö-

ciens *) Archive der Wahrheit wären. Man kann, wie mir däucht, mit ziemlicher Sicherheit annehmen: daß die meisten Monumente dieser Art, erst geraume Zeit nach der angeblich geschehenen That — deren Glauben man zum politischer Zwecke willen, unter dem Volk zu verbreiten gesucht hatte — errichtet worden sind. Es scheint also, daß der Beweis für die Wahrheit gewisser Ereignisse, welcher aus den oben von Ihnen angeführten Denkmälern gezogen wird, wenigstens ein sehr mißlicher Beweis sei. — —

*) Quicquid Graecia mendax
Audet in Historia. — — —

Walther. Vielleicht aber gelingt es mir, wenn ich anders berufen wäre, der Advokat jener Halbgötter der alten Welt zu seyn, Ihnen, nachdem Sie den historischen Beweis verworfen haben, einen andern vorzulegen, welcher zwar nicht Urkunden, Dichtersagen, Statüen, Gemälde, und zur Feyer des Andenkens verordnete Spiele zur Grundlage hat, den ich aber auf die unermeßliche Fruchtbarkeit der Natur, und die grenzenlose Mannichfaltigkeit ihrer Werke zu bauen gedenke. In der That scheint alles, was möglich ist, auch wirklich da zu seyn, und selbst eine mehr als Homerische Einbildungskraft

würde keine Formen erſinnen können, die nicht irgendwo und irgendeinmal in der Natur anzutreffen oder deren Dàſeyn nicht wenigſtens, wofern es ſich auch unſern Sinnen nicht entdeckt, zu vermuthen wäre. Bei der groſſen Mannichfaltigkeit der Planeten und anderer Weltkörper, gegen welche ſich unſere Erde verhält, wie ein im Sonnenſtral ſpielender Atom zur Erdkugel, ſcheint das mythologiſche Syſtem der Alten ſo natürlich zu ſeyn, daß es wahrſcheinlich irgendwo realiſirt ſeyn dürfte. — —

Lienhard. Der Haupteinwurf gegen dieſes Syſtem — in Beziehung auf

unſern Planeten, den einzigen, den wir ein wenig kennen — bleibt immer der, daß es durch keinen einzigen richtigen Grund, oder unverwerfliches Zeugniß beſtätigt wird. Wer es aber mit allen ſeinen Pertinenzſtücken in eine von unſerer kleinen Kugel weit entfernte Gegend des Raumes, z. B. in den Saturn, oder in die Milchſtraße, verſezt, wird meines Erachtens nicht mehr Grund haben, ſeine Behauptung zu bejahen, als wir Grund haben, ſie zu verneinen. Nur mit dem ihm nachtheiligen Unterſchiede, daß dem Behaupter in aller Welt der Beweis obliegt. Dieſen werden Sie, Walther, hoffentlich nicht

aus der von Bonnet und einigen andern erdachten, ununterbrochenen — vom Staube an, der an's Nichts grenzt, durch alle Körper des mineralischen, vegetabilischen und animalischen Reichs, bis zum Menschen, den der Pongo, als Zwischenglied, mit den Thieren verbindet, und von da, durch alle Ordnungen der Geister bis zum allerhöchsten Geiste fortlaufenden — Kette der Naturwesen zu führen gedenken. Diese Kette ist ein Geschöpf der Einbildungskraft, ein Unding. Zwischen dem Beseelten und Unbeseelten, dem Vernünftigen und Vernunftlosen — und, noch mehr! — zwischen dem Endlichen und Unendlichen

bleibt immer ein ungeheurer Abſtand, eine unüberſteigliche Kluft, eine unausfüllbare Lücke. — — — Keine Reihe von Zwiſchengliedern, und wäre ſie noch ſo lang, verbindet den unbegreiflichen, ganz von aller Materie verſchiedenen, nur ſich ſelbſt ähnlichen, unendlichen Geiſt,

Cui nec ſimile, nec ſecundum, mit dem Erdſtäubchen, ſo daß dieſes als erſter, und jener als lezter Terminus dieſer Weſenreihe zu betrachten wäre. Welch ein Sprung von den Körpern zu den Seelen! und von dieſen — zu dem Unerſchaffenen! — — —

Walther. Mir ahndet meine Nie-

verläge. Ich gestehe auch, daß ich bei mir selbst nicht einig werden konnte, ob ich in der eingebildeten Kette der Dinge, die bis an Jupiters Thron reichen, und diesen zum obersten oder lezten Glied haben soll, die Faunen und Satyrn zwischen den Orang-Outang und den Menschen in die Mitte, oder ob ich sie gar über den Menschen sezen sollte? — —

Lienhard. In beiden Fällen, Walther, würde es Ihnen nicht leicht geworden seyn, Ihre Wahl zu rechtfertigen. So wie die Menschen der Regel nach weniger körperliche Stärke haben, als ein Faun oder Satyr, so giebt es

auch unter unserem Geschlecht Halbmenschen, Dummköpfe genug, welche an Geisteskräften unter dem Ideal stehen, das die Alten sich von den Wald- und Feldgöttern dachten. Wollen Sie den Menschen über jene zweideutige Wesen hinaufsezen, so müssen Sie unsere Art trennen, einige Individuen, z. B. die Sokraten, Newtons, Eulers, de la Grange, Lessings, über die Halbgötter der alten Welt placiren, anderen Individuen aber, welche nie vernünftig denken lernen, und gebohrne Dummköpfe sind, ihren Platz unter den Faunen, u. s. w. unmittelbar bei den Sapajous und Pavianen

anweisen. Sollen aber in der Kette der Naturdinge die antiken Wald- und Feldgötter über unser Geschlecht, ohne alle Ausnahme, gesezt werden — Walther, würden Sie, in der Qualität eines Defensors der Silenen und Sylvanen, es verantworten können, wenn Sie einen Satyr für ein höheres Wesen — und mithin nach dem gewöhnlichen Begriffe, der Gottheit ähnlicher — hielten, als einen Archimedes, Bernoulli, d'Alembert, Frisi, oder Saunderson? Wann hat je ein Faun einen Oberon gedichtet, oder ein Lehrbuch der Algebra geschrieben? — —

Viertes Gespräch.

Et Satyri cecidere vadis, nudamque per undas
Dorida montani cupierunt prendere Panes.—
Statius.

Walther.

Sie haben mir aber vor einigen Tagen versprochen, daß Sie mir Ihre Meinung über den Ursprung der Idee von Faunen, Satyrn, Panen, Silenen und Sylvanen, oder über das

natürliche Original eröffnen wollten, von welchem man jene Begriffe abstrahirt, und nachmals modificirt und personificirt hat. — —

Lienhard. Meinen Untersuchungen zufolge, erhielten die Römer jene Ideen von den Griechen. Diesen wurden sie aus Aegypten zugeführt. Die Aegyptier hatten sie — so wie nach einer mir sehr wahrscheinlichen Büttnerischen Hypothese, die erste Bevölkerung ihres Landes — den Indiern zu danken, einem Volke, welches Scythien so viel näher, und gewiß älter ist, als das ägyptische. Auch kam der Götzendienst in Indien mit dem ägyptischen in vie-

len Stücken sehr überein. Man weiß ferner, daß die Indier den Pan verehrten. Unter Cecrops kam, ungefähr um das Jahr der Welt 2624 nach unserer Zeitrechnung, eine Saitische Kolonie aus Aegypten nach Attika, und dieser folgte um das Jahr 2703 der Aegypter Danaus, welcher nach Argos ägyptische Ideen und Gebräuche mitbrachte. Den Anfang ihrer Kultur hatten die Wilden, welche im Schatten der griechischen Haine Eicheln aßen, unläugbar den Aegyptiern zu danken. Nun kennen Sie doch den ägyptischen Ort, auf dessen Altären der Weise mit Unwillen einen — Affen erblickte?

Walther. Der Urſprung der Verehrung des Faunus und der Satyrn verlöhre ſich alſo wohl gar in den Affendienſt zurück? — —

Lienhard. Theſſaliſche Pelasger ſchifften um das Jahr 2775 nach Italien. Bei ihnen waren alſo ſchon damals ägyptiſche Begriffe und Gebräuche eingeführt, da Cecrops und Danaus ſchon einige Zeit vor dieſer Wanderung in Gräcien angekommen waren. Jene Pelasger brachten alſo auch vermuthlich die Idee von den großen — und zumal den heiligen — Affen, und der Achtung, die man ihnen bewies, eine Idee, welche ſie ſelbſt aus

Aegypten erhalten hatten, zuerst nach Italien. Um das Jahr 2928, also 153 Jahre nachher, führte Evander, ein Sohn der mit einem göttlichen Geiſte begabten Prophetinn Themis oder Carmenta, eine Pelasgiſch-Helleniſche Kolonie aus Arkadien — welches wegen ſeiner Schäfer und ſeiner Eſel ſo berühmt war — nach Latium. Hier regierte Faunus, der König der Aboriginer. Was bei den Griechen Satyr hieß, nannten die Lateiner Faunus, a fando. Die Idee der Satyrn war alſo wohl bei Evanders Ankunft in Italien ſchon durch die früher daſelbſt angelangte Theſſaliſch-Pe-

lasgiſche Kolonie verbreitet werden. Am Fuße des Palatiniſchen Berges bauete nach dem Bericht des Juſtinus, Evander dem Lycäus, welchen die Griechen Pan, und die Römer Lupercus nennen, einen Tempel. Das Bild des Gottes war, wie der Epitomator des Trogus Pompejus uns ſagt, mit einem Ziegenfelle bekleidet. Faunus hatte eine Gemalin, welche Fatua hieß. Juſtin erzählt, ſie ſei ſtets vom göttlichen Geiſte erfüllt geweſen, und habe, veluti per furorem, geweiſſagt, „daher auch — wie „er etwas profan hinzuſezt, von den „Inſpirirten geſagt wird, fatuari,

„d. h. daß es ihnen im Kopfe rap-
„pelt.“ — — Das alte Orakel des Faunus in Italien, welches Virgil in dem siebenten Buch der Aeneis beschreibt, lag in einem ehrwürdigen alten Hain voll hoher Bäume, *) der theils wegen der Quelle Albunea, theils wegen eines besondern Schlun-
des, wunderbar war, aus welchem ein betäubender Dampf aufstieg. —

Walther. Mir schien es, Lienhard, als ob Sie die großen Affen, die in der thebaischen Wüste, und in der Nach-

*) Vergl. Seneca, Epist. 41. wo vom Ein-
druck der Wälder die Rede ist.

barſchaft des Orakels des Jupiter Hammons in Lybien herumlaufen, für das Original oder Urbild hielten, wovon die Idee der Satyrn abgezogen worden iſt? Aber Sie vergeſſen, wie mir däucht, der kleinen Hörner und der Bockesfüße? —

Lienhard. Faunen und Satyrn haben in ihrer Geſtalt ſo viel Aehnlichkeit mit einer Art Anthropomorphen unter den Affen, und dabei iſt es ſo ausgemacht, daß es in den Ländern, aus welchen die Idee von Panen und Satyrn zuerſt nach Europa gekommen zu ſeyn ſcheint, große menſchenähnliche Affen giebt, daß man

faſt unmöglich zweifeln kann, ob ein Satyr etwas anderes, als ein durch die Einbildungskraft der Poeten, durch den Pinſel der Maler, und den Meiſel der Bildhauer etwas veränderter Affe ſeyn könne? — — Was Ihren von den kleinen Hörnern und Bockfüßen hergenommenen Einwurf betrift, ſo bitte ich, zu erwägen, daß die alten Künſtler in der Bildung ihrer Faunen und Satyrn nicht immer eine durchgängige Gleichförmigkeit — wenigſtens nicht in Anſehung aller Extremitäten dieſer ſonderbaren Geſchöpfe — beobachtet haben. Die meiſten dieſer Künſtler lebten in Gegenden, wo das

Original oder wirkliche Urbild zu der Idee von Satyrn nicht anzutreffen war. Für das Spiel ihrer Einbildungskraft blieb ihnen also freier Raum genug übrig, und sie thaten alles, um ihr Objekt wunderbar und durch seine Seltsamkeit auffallend zu machen. Wenn Ihnen aber diese Erklärung noch nicht genugthuend scheinen sollte, so erlauben Sie mir die Bemerkung, daß nicht weit von dem Orte, wo man [in Aegypten] einen heiligen Affen verehrte, ein heiliger Bock seine Kapelle, seinen Altar, und seine Priester hatte. Die nach Griechenland gereisten Aegyptier brachten

also die Idee von dem Gott-Bock so wohl, als von dem großen Affen, zu den Griechen. Die spätern Künstler sezten aus Theilen, die von beiden geborgt waren, ihre Satyrn zusammen. — — —

Walther. Es bleibt mir immer fast unerklärbar, wie man in einem Orang-Outang oder Pongo etwas Göttliches hat finden können?

Lienhard. Uns ist es heut zu Tage nicht mehr möglich, uns ganz in den Geist und die Denkart der rohen sinnlichen Menschen uralter Zeiten zu versezen. Oft wurden sie von gewissen scheinbaren Aehnlichkeiten und Bezie-

hungen gerührt, die auf uns wenig oder gar keinen Eindruck machen würden. Die Denkart der noch jezt vorhandenen wilden Völker kann uns über gewiſſe Vorſtellungsarten des entfernteſten Alterthums noch den beſten Aufſchluß geben. Manche Negern glauben, daß der Pongo nur aus Eigenſinn nicht reden wolle. Es giebt Völkchen, welche noch immer für dieſe Affenart eine Art von Furcht und Achtung hegen. Sie halten ihn für ein Weſen, welches dem Menſchen an Stärke überlegen, und vielleicht an Vernunft gleich ſey.—— Selbſt die Karthaginenſer trugen auf ihren Zügen

unter dem Hanno kein Bedenken, die Orangs für wilde Menschen zu erklären. Hanno ließ dreien von diesen Anthropomorphen, welche weiblichen Geschlechts und von seinen Leuten getödtet worden waren, die Felle abziehen, welche er mit nach Karthago nahm, wo sie in dem Tempel der Juno aufgehangen wurden. — — Unwissenheit in Ansehung der Natur der Dinge, und Verwunderung war die Hauptquelle des Aberglaubens. Die Verwunderung war es, die den Echo-reichen Bergen Oreaden, den Bäumen Dryaden, den schattenvollen Wäldern ihre Faunen, und

öden traurigen Wüſten ſchreckliche Geiſter gegeben hat. Wenn ein ſchnelles Getöſe vom dunkeln Walde her — deſſen grüne Nacht die Objekte nicht zu unterſcheiden erlaubte — oder aus einer düſtern Grotte hervor, die Heerden ſcheuchte, ſo war es Pan, deſſen Schrecken ſie überfiel. Wenn das Echo irgendwo ſich hören ließ, ſo war die Gegend von Satyrn und Nymphen bewohnt. — —

Haec loca capripedes Satyros Nymphasque tenere,

Finitimi fingunt, et Faunos eſſe loquuntur

Quorum noctivago ſtrepitu ludóque jocanti
Adſirmant vulgo taciturna ſilentia rumpi,
Chordarumque ſonos fieri, dulcesque querelas,
Tibia quas fundit digitis pulſata canentum:
Et genus agricolûm late ſentiſcere cum Pan *)
Pinea ſemiferi capitis velamina quaſſans
Unco ſaepe labro calamos percurrit hiantes,

*) Pan wird für den Erfinder der Flöte, gehalten.

Fiſtula ſylveſtrem ne ceſſet fundere
muſam. —

Dieſe Stelle des Lukrez im Lehrgedicht von der Natur der Dinge erklärt uns die Vorſtellungsart der alten Welt ſehr gut. Wenn am ſchwülen Mittag alles matt und ſtill vom brennenden Strahle der Sonne ruhet, ſo hütet kein Schäfer, weil Pan — ovium cuſtos, Deus Arcadiae, wie Maro ihn nennt — im Schatten ſchläft. Niemand wagt es, zur Quelle im heiligen Hayn zu gehen, weil Göttinnen und Nymphen um dieſe Zeit im Schatten ſich kühlen, und im Waſſer baden! —

Walcher. Niemand wagt es, als nur etwa ein wollüstiger Satyr, aus dessen Armen die keusche Oreade sich mit Mühe loswand.

Lienhard. In der Dämmerung wandeln, dem Greis von Affra in Böotien zufolge, die Götter am liebsten auf Erden. Wenn die Fledermäuse und Käuzchen aus ihren Schlupfwinkeln hervorkommen, steigen auch die Götter zu uns herab. Es ist begreiflich, warum sie diese Zeit allen andern vorziehen. Das Spiel der Phantasie ist nie so rege, als — zwischen Licht und Dunkel.

E N D E.

Anhang

zu den Dialogen

über Faunen, Satyrn, u. d.

I.

Plinius hat eine merkwürdige Stelle: Arbores fuere Numinum templa. Et in lucis ſilentia ipſa adoramus. Quin et Sylvanos, Faunosque capripedes et Deorum genera ſylvis ac ſua Numina tanquam e coelo attributa credimus. — — — Hinc [de arboribus] primum alimentum, harum fronde melior ſpecus, libro veſtis. — — — Man kennt den Eichenhain von Dodona, wo Jupiters Orakel wohnte, und die ungeheure heilige Eiche, die ehemals

bei Welau in Preuſſen ſtand. Die alten Teutſchen, zu Tacitus Zeiten, verehrten die Götter nicht in Tempeln, ſondern in heiligen Hainen. — — Die kleinen, in der Gegend von Syrien, Paläſtina, Arabien, herumziehenden Völker hatten ambulirende Götter, welche ſie in kleine Koffers einſchloſſen, die wir Arche, Tabernakel, oder — bei den Hebräern — Bundeslade, nennen. Als die Hebräer ſich noch in der Wüſte aufhielten, trugen ſie, nach dem Zeugniß des Propheten Amos, und des heil. Märtirer Stephanus, das Tabernakel des Gottes Remphan, des Gottes Moloch, u. ſ. f. Einigen Aus-

legern hat es ſchwer geſchienen, die Stelle des Amos, [im fünften Kapitel, V. 25 und 26, wo ausdrücklich geſagt wird, daß die Hebräer während ihres langen Zuges durch die Wüſten dem HERRN nicht gedienet oder geopfert, ſondern den Sichut und Chiun, ihr Götterbild, welches ſie ſelbſt gemacht, getragen hätten —] und ferner V. 42 und 43, im ſiebenten Kapitel der Apoſtelgeſchichte — wo geſagt wird, daß das Volk Gottes, Moloch und Remphan in der Wüſte angebetet habe — mit den Moſaiſchen Nachrichten zu vereinigen. In der That iſt es ein auffallender Beweis von der Stupi,

bität und Verstoktheit der alten Hebräer, daß sie durch den Anblick der zahlreichen Wunder, welche Gott durch Moseh unter ihnen, und vor ihren Augen, verrichten ließ, nicht einmal von der Einzigkeit dieses Herrn der Natur, oder wenigstens von seiner Superiorität über alle andere Götter überzeugt, und von der Idololatrie abgehalten werden konnten. — —

II.

Das Argument, dessen sich in unsern Dialogen Walther bedient, die Existenz der Faunen, Satyrn, u. a. m. einigermaßen wahrscheinlich zu machen, und

welches aus „der unermeßlichen Fruchtbarkeit der Natur, und der grenzenlosen, alle Einbildungskraft übersteigenden, Mannichfaltigkeit ihrer Werke“ hergeleitet wird, gleicht einigermaßen der Schlußart, deren sich ein Korrespondent des Spinoza bediente, um das Daseyn der Lemuren und Poltergeister zu beweisen. Man sehe unter den Briefen des Spinoza, die sich in seinen Opp. posthumis befinden, Epist. 57 und 58. Der Korrespondent behauptete: Das Daseyn der Gespenster trage zur Vollkommenheit und Schönheit der Welt bei. Deswegen müsse Gott diese Wesen, welche mit ihm mehr

Aehnlichkeit hätten, als die körperlichen Dinge, erſchaffen haben. —— Spinoza antwortete: Die Dinge wären an und für ſich weder ſchön noch häßlich, weder gut noch böſe. Vollkommenheit ſei bloß ein relativer Begriff, aber nichts, das auſſer uns — ohne Beziehung auf unſere Art zu ſehen, und auf unſer Intereſſe — wirklich vorhanden wäre. Man könne durch das Argument, deſſen ſein Korreſpondent ſich bedient habe, eben ſo leicht die Nothwendigkeit oder Schicklichkeit des Daſeins der Centauren, Hydern, Harpyen, Hippogryphen, und anderer fabelhaften Mon-

ſtern beweiſen. Auch ſei nicht abzuſehen, wie ein ſogenannter Geiſt — in welche Klaſſe denn auch die Lemuren gehören ſollen — Gott ähnlicher ſeyn, oder deſſen Weſen beſſer ausdrücken könne, als eine andere, z. B. körperliche Kreatur? — Zwiſchen dem Endlichen und Unendlichen ſei keine Proportion, und folglich der Abſtand von Gott bis zum größten und vortreflichſten ſeiner Geſchöpfe nicht kleiner, als der Abſtand von Gott bis zu der allergeringſten Kreatur. — — —

III.

Die vom Erdſtäubchen bis zu dem allerhöchſten Geiſte, in Einem fortlau-

fende Kette der Naturwesen, welche Bonnet erdacht hat, ist, wo ich nicht irre, in den Augen eines ächten Philosophen ein Unding. Sie bietet also auch unserm Walther keinen Grund dar, vermittelst dessen er das Daseyn solcher Wesen — die mit unserer Idee von Faunen, Satyrn, Panen, Aegipanen, Silenen, Sylvanen, Nymphen, Najaden, Oreaden, Dryaden, u. d. übereinkommen — wahrscheinlich zu machen, vermögend wäre. — — — Man hat nicht nöthig, die Voraussezung des Herrn von Maupertuis anzunehmen: daß jene Naturkette — worin alle Arten

eine ſtetige Reihe von aneinander treffenden Theilen ausmachten, — ehemals exiſtirt habe, aber nun zerriſſen ſei. Der Herr von Maupertuis geſtehet, daß zwiſchen denen Arten, welche wir kennen, Unterbrechungen ſind: „Das regelmäßige Gebäude, in welches der Blitz eingeſchlagen hat, *) zeigt unſern Augen nichts mehr, als Ruinen, in welchen man weder die Symmetrie, zu welcher die Theile ehemals unter ſich verbunden waren, noch den Plan des Baumeiſters wahrnimmt.“ — — Aber darin wenigſtens,

*) Maupertuis meint die alten Revolutionen der Erde, Ueberſchwemmungen, u. d. m.

muß man dem französischen Geometer, wie mir däucht, Recht geben: „daß „wir vielleicht unter einer unendli„chen Menge von Wesen leben, an wel„chen wir weder ihre Natur, noch selbst „ihr Daseyn, entdecken können.“ —

Indeß muß man nicht weniger gestehen, daß Dinge, die sich nie unsern Sinnen entdecken, deren Daseyn man nicht bemerken, und deren Natur man also auch nicht erforschen kann, für uns so gut sind, als ob sie gar nicht da wären, und daß ferner die zweideutigen Wesen, mit welchen sich Lienhard und Walthet in unsern Dialogen beschäftigt ha-

ben — nothwendig, wenn sie wirklich vorhanden wären, bei der ziemlich groben Materialität ihres physischen Wesens — und nach den Aufenthaltsorten zu urtheilen, die man ihnen anweiset — sich unsern Sinnen öfters darstellen müßten. — —

IV.

Ich wüßte einem großen Meister in der Kupferstecherkunst kein interessanteres Thema zur Ausführung zu empfehlen, als die Darstellung jener reizvollen Gegenden, welche uns noch immer in den Werken der griechischen und römischen Dichter entge-

gen blühen, und die durch ſo manches dem Alterthum wichtige Ereigniß merkwürdig geworden ſind. Die ſchönen Ufer des Eurotas und die theſſaliſche Tempe, das blumichte Enna, durch Proſerpinens Entführung berühmt, der aromatiſche Hybla, das roſenvolle Cythere — jezt nicht mehr würdig, der Lieblingsſiz der paphiſchen Göttinn zu ſeyn — die wollustvollen Haine von Daphne, deren Reiz ſelbſt den ſtoiſchen Mark Aurel beſiegte, die Gärten des Alcinous und der Heſperiden verdienten es, in einem nach der Angabe der Alten entworfenen, und durch Hülfe einer

reichen und glücklichen Einbildungskraft, den Geſezen der Wahrſcheinlichkeit gemäß ergänzten Bilde, vor das Anſchauen jener Dilettanten gebracht zu werden, welche mit ſeliger Begeiſterung unter den ehrwürdigen Denkmälern des Alterthums herumwandeln, die uns die gefräßige Zeit und die Barbarei oder der Fanatismus der Menſchen, übrig gelaſſen haben. Ich würde der Sammlung dieſer Kupferplatten die Ueberſchrift geben: Ausſichten in das Alterthum. Ich würde dem Künſtler vorſchlagen, der Abbildung jener berühmten Gegenden, noch die der Landſchaft beizufügen,

welche den Siz des Orakels des Jupiter Hammon, nach der Beschreibung des Curtius, zunächst umgab. Virgils Beschreibung des alten Orakels des Faunus in Italien, und andere Gemälde der Dichter würden dem Artisten noch reichen Stoff zur Darstellung merkwürdiger Oerter und Scenen des Alterthums geben. — — Es verstehet sich, daß der Künstler, um mit den Beschreibungen der Alten keinen Kontrast darzustellen, die Wahrscheinlichkeit nicht zu verlezen, und auf die Zeit und das Lokale, so weit es bekannt ist, immer Rücksicht nehmen zu können, unter den Augen

und der Leitung eines vollkommenen Kenners der alten Welt arbeiten müßte. — —

V.

Der Grund, welchen Heraklit im Buche von unglaublichen Dingen, welches sich in des Gale Sammlung der Opuscul. Mythologicorum befindet, davon angiebt, daß die Panen und Satyrn haarige Bocksfüße zu haben scheinen, däucht mir keineswegs adäquat zu seyn. Hircorum pilos, ac crura [als ob der Schmuz die Form der Beine verändern könnte] habere visi sunt, quod balnea negligentes, foe-

terent. Die Aegyptier bildeten nach dem Zeugniß des Herodots, der selbst Aegypten bereiset hat, den Pan mit Bocksfüßen ab. Der Vater der Geschichte sezt hinzu: aus Gründen, die sich nicht wohl angeben lassen. Es ist besser, keine Gründe, als falsche, anzugeben.

VI.

Nach der Meinung des Abts Banier muß man den ersten Ursprung des Pans, in Aegypten suchen. Ich habe in den Dialogen gesagt, daß die Büttnerische Hypothese, nach welcher Aegypten seine ersten Bewohner aus Indien, vom Ganges her,

erhalten hat, ſehr wahrſcheinlich ſei. In Indien verehrte man den Pan. Vermuthlich bekamen ihn die Aegyptier dorther. — —

VII.

Das Buch des Philoſophen Salluſtius von den Göttern und der Welt iſt in meinen Augen eins der lehrreichſten Ueberbleibſel aus dem Alterthume. Seine Philoſophie über das höchſte Weſen kann, in manchen weſentlichen Punkten, weder den heutigen Orthodoxen misfallen, noch dem ſeiner eignen Vernunft überlaſſenen Selbſtdenker, eines wahren Weltweiſen

unwürdig ſcheinen. Dicendum eſt, Deum omnino non laetari; namque quod laetatur, et moerore afficitur; neque irasci: irasci enim motus animi; neque mulceri muneribus. id enim esset delectationibus vinci: neque fas esse ex rebus humanis Numen vel bene vel male ſe habere. — Numen ipsum nullius indiget. — Wir ehren die Götter, ſagt er, um unſeres, nicht um ihres, Vortheils willen.

VIII.

Der Kirchenvater Hieronymus erzählt im Leben Pauls, des Eremiten: dem heil. Anton ſei auf ſeiner

Reise zum heil. Paul erstens ein Hippocentaur, und hernach ein Satyr begegnet. Sie sagten ihm: sie wären sterbliche Kreaturen, Bewohner der Wüste, von den blinden Heiden Faunen oder Satyrn genannt. Forskäl, Niebuhr, Prosper Alpin, und Hasselquist haben dergleichen sonderbare Thiere auf ihren orientalischen Wanderungen nicht angetroffen. Banier glaubt indeß, man könne, um nicht die Erzählung des Kirchenvaters als eine bloße Fabel verwerfen zu müssen, allenfalls annehmen: daß dem heil. Anton etwa ein Teufel erschienen sei. — — Ich fürchte indeß,

daß man — nach der jetzigen sehr veränderten Gestalt der Philosophie und Exegese — eine Unterredung, die ein Eremit in einer einsamen Wüste mit dem Teufel gehabt hat, um kein Haar breit wahrscheinlicher finden dürfte, als ein Gespräch mit einem Hippocentaur und einem Satyr. — — Eben so wenig dürfte auch gewissen Zweiflern unserer Zeit die Hypothese des Kardinals Baranius behagen: daß dieser Satyr nichts als ein Affe gewesen, dem aber Gott — wie ehemals der Eselinn des Bileam — das Vermögen zu reden auf eine Zeitlang mitgetheilt habe. In den Biographien der heili-

gen Einſiedler ſtoßen wir auf manche Erſcheinungen, welche — wofern man ſie nicht für Wirkungen einer erhizten und verſtimmten Einbildungskraft erklären darf — ſich mit unſern jezigen Begriffen nicht allzuwohl vereinigen laſſen, und unſern gemeinen Erfahrungen gar nicht analog zu ſeyn ſcheinen.

IX.

Die Stimme, welche Thamus hörte, befahl ihm, den Tod des Pan zu verkündigen. Die übermenſchlichen Weſen des Alterthums genoſſen zum Theil nicht einmal des Vorzuges, deſ-

ſen ſich nach einer gewiſſen ſublimen Philoſophie ſelbſt jedes Inſekt zu erfreuen hat. Vielleicht iſt jedes wahre Individuum in der Natur unvergänglich. In der Natur ſtirbt nichts. Das Leben, obgleich tauſendfacher Modifikationen fähig, iſt wahrſcheinlich eine primitive und weſentliche Eigenſchaft aller einzelnen wirklichen Weſen, und ſo dürfen wir hoffen, immer Etwas, und ein in der Natur aktives Etwas zu ſeyn. — —

X.

Unter den alten Schriftſtellern, welche von unglaublichen Dingen

geſchrieben haben, ziehe ich den Palaphatus allen andern von meiner Bekanntſchaft vor. In ſeiner, wie mir däucht, mehrentheils natürlichen und ungezwungenen Erklärung der alten Fabeln, zeigt er eben ſo viel Billigkeit als Bonſens. Es iſt zu bedauern, daß die meiſten ſeiner Bücher verlohren gegangen ſind. — — Hominum quidem hi fidem habent omnibus illis, quae dicuntur, tanquam ab ſapientia ſcientiaque alieni. Alii vero natura ſapientiores, et rerum ſcrutatores, omnino non credunt horum quidquam fieri. Beide Extreme ſuchte Palaphat zu vermeiden. Mihi autem videtur, facta fuiſ-

se omnia, quae narrantur. Nur zeigt er, welchen Sinn die antiken Erzählungen haben; wie sie zu verstehen sind. — Quae nunc non exstant, eadem neque fuerunt. [Ein veränderter Ausdruck des salomonischen: nil novi sub Sole!] Si tunc enim, et alio tempore acciderunt, et jam fiunt, atque erunt deinceps. Man siehet: Paläphat sezte voraus, daß die Natur der Dinge ewig und unwandelbar sei, daß die zeugende Kraft der Natur weder ab- noch zunehme, daß der bloße Zufall oder das Ungefähr keine Kombinationen hervorbringe, daß alle Kombinationen in der Welt, gewissen

unabänderlichen Regeln unterworfen ſind, daß alſo auch die Natur in dem Laufe der Zeiten, der Mannichfaltigkeit ihrer Formen unbeſchadet, eine gewiſſe Selbſtgleichheit behauptet, die es uns möglich macht, vom Gegenwärtigen aufs Vergangene und Zukünftige zu ſchließen. — — Ego vero ſemper laudo ſcriptores Meliſſum et Lamiſcum Samium, ſtatuentes, quae in rerum primordio nata ſunt, etiam nunc fore. Facta autem quaedam poetae et fabulatores ad incredibilia et miranda magis perverterunt, ejus ergo, ut homines obſtupeſcerent. Equidem ſentio, talia minime eſſe poſſe, qualia circumferuntur. —

XI.

Die alte Welt glaubte, daß die Dämonen um die Mittagsſtunde, ſo wie Geſpenſter um Mitternacht, am meiſten zu fürchten wären. — — Kallimach ſchildert in einer Hymne die Göttinn Pallas, die mit einer Nymphe ſich badet. Mittägliche Ruhe herrſchte umher auf dem ſchweigenden Helikon. Tireſias durchirrte das Gebirge, und verlohr durch das Anſchauen der Göttinn den Gebrauch der Augen. — — Ich habe irgendwo ſchon angeführt, daß, [Theokrit, der liebliche bukoliſche Sänger, voll naiver Grazie, bezeugt es] die Hirten es nicht

wagen, in der Mittagsſtunde zu flöten, weil ſie den Pan fürchten. Eine für meinen Zweck äußerſt wichtige und merkwürdige Stelle findet ſich bei dem Lukan. Er ſingt vom heiligen Hain bei Marſeille:

Sed ceſſere Diis, medio cum Phoebus in axe eſt,
Aut coelum nox atra tenet. Pavet ipſe ſacerdos *)
Acceſſus — dominumque timet deprendere luci. — —

Eine ähnliche Art zu denken ſcheint,

*) Selbſt der Prieſter wagt es nicht, in's Allerheiligſte zu gehen. Er fürchtet, den Herrn des Hains zu erblicken.

wenn wir das Heilige mit dem Unheiligen, die Depositairs der wahren Religion mit den Sklaven des heidnischen Aberglaubens vergleichen dürften, auch bei den alten Hebräern geherrscht zu haben. Ihre alten göttlichen Urkunden sind meine unverwerfliche Zeugen. Gott sprach im 2ten Buch Mose, im 33. Kapitel, V. 20. zu dem von ihm verordneten Führer seines Volks: „mein „Antlitz kannst du nicht sehen. Kein „Mensch kann leben bleiben, der mich „siehet." — — Auch ließ Jehovah den Hebräern verbieten: sie sollten nicht den Sinai hinansteigen, weil sie sonst sehen, und viele aus ihnen fallen

würden. Die Gegenwart der Lade Gottes machte den Gözen Dagon, wie im 1. Buch Samuels, das fünfte Kapitel bezeugt, auf die Naſe fallen. Einige Leute zu Beth Semes wurden erſchlagen, weil ſie die Lade Gottes geſehen hatten. Dieſer Anblick koſtete mehr als funfzig tauſend Mann das Leben. — — —

„Durch die weiſe Oekonomie der Providenz, und eine glückliche Milderung unſeres Schickſals, haben wir die Gottheit — die bei den Völkern der alten Welt faſt nur ein Gegenſtand des Schreckens war *) — lieben gelernt.

*) Primos in orbe timor fecit Deos. — Petron.

Ihr Anſchauen, welches ehemals tödtlich war, iſt der Wunſch und die Sehnſucht der Frommen, und wird in einem andern Leben, nach der Auslegung berühmter Lehrer, einen weſentlichen Theil ihrer Seeligkeit ausmachen. — —

Der ſchweigende Hain hat ſeine Gefahren, aber auch ſeine Reize verlohren. Sein Schauer ergreift uns nicht mehr mit gleicher Stärke, bei dem Eintritt in ſeiner Schatten grüne Nacht. Vergebens liſpelt die Dryas in den Zweigen, die der gaukelnde Zephyr leiſe bewegt. Die Götter bewohnen den Olymp nicht mehr, noch die

freundlichen Muſen den Helikon. Der Eichenhain von Dodona, wo

„Ejnſt des Donnerers Orakel wohnte,
„Als den Menſchen, ihres Daſeins froh,
„Götterumgang noch die Andacht lohnte,"

iſt aus dem Size Diespiters ein Maſtplaz für die Schweine geworden. Die Gärten der Hesperiden ſind verblühet, und Daphnens wollüſtige Haine bezaubern den Wanderer nicht mehr. Der gute Genius, dem die Alten mit ſo viel Wärme und Jugendliebe huldigten, der als Beſchüzer, Leiter und warnender Freund, den Menſchen, oft von ihm unerkannt, begleitete, hat ſich zurückgezogen. Echo, die

Nachahmerinn der menſchlichen Stimme, verkündigt nicht mehr, daß die ferne Gegend, woher ſie tönt, von Satyrn und Nymphen bewohnt ſei. Jene alte Grotte dort am mooſichten Felſen, die der Weinſtock beſchattet — ach! wir dürfen nicht hoffen, in ihr, wie Chromis und Mnaſylos, den alten Silen ruhend anzutreffen, und mit Aegle, der ſchönſten der Najaden, die Kunde der Vorzeit in des Halbgottes unſterblichem Liede zu vernehmen.

„Unbewußt der Freuden, die ſie ſchenket,
„Nie entzückt von ihrer Trefflichkeit,
„Nie gewahr des Armes, der ſie lenket,
„Reicher nie durch meine Dankbarkeit,

„Fühllos ſelbſt für ihres Künſtlers Ehre,
„Gleich dem todten Schlag der Penduluhr,
„Dient ſie knechtiſch dem Geſez der Schwere,
„Die entgötterte Natur!“ . . .

Ein mürriſcher, finſterer Geiſt hat ſich der Moral bemächtigt, und die freundliche Rathgeberinn unſeres Lebens in eine eigenſinnige Pedantinn verwandelt. Vom Staube der Schulen bedeckt, ſizt ſie mit dem Kompaß in der Hand, wie die Muſe der Geometrie, beſchäftigt, Probleme aufzulöſen, Pflichten zu gebieten und das Vergnügen zu ſcheuchen. — — — So iſt die Zahl unſrer Freuden kleiner, und das Regiſter der Sünden gröſſer gewor-

den. Man hat eine vollkommne Uneigennüzigkeit — welche unſere Natur nicht verträgt — zu einem Prinzip der Sittenlehre zu erheben gewagt, ohne darauf zu rechnen, daß unſre ſublimen Theorieen ein Beſtimmungsgrund der menſchlichen Handlungen — in den ſo ſehr zuſammengeſezten und verwickelten Verhältniſſen des geſellſchaftlichen und thätigen Lebens, und bei der großen Stärke der unſrer Natur weſentlichen Sinnlichkeit, und des lebhaft gefühlten eigenen Intereſſe — werden können.*) — —

*) Das Beiſpiel einiger wenigen iſolirten Philoſophen, welche, der Alltagsthorheiten der

XII.

Einem besondern Werke, welches auf das gegenwärtige zu seiner Zeit folgen wird, bleibt vorbehalten, was sonst noch von den Feld- und Waldgöttern der Alten, zumal in antiquarischer Rücksicht, zu sagen ist.

Weit mude, sich mehr dem kontemplativen, als dem handelnden Leben gewidmet, und durch stetes Brüten über ihren Theorieen, dieselben bei sich, so zu sagen, in Saft und Mint verwandelt haben, beweist hier so wenig gegen meine Behauptung, daß es, genau erwogen, dieselbe bestätigt. Jene Philosophen handeln weit weniger, als sie spekuliren. Aber ihre Handlungen lassen sich auf einer andern Art von Interesse oder Eigennutz erklären.

Zweite Beilage.

Herr Hofrath Heyne zu Göttingen, hat im zweiten Stück ſeiner vortreflichen Sammlung antiquariſcher Aufſäze, etwas von dem Unterſchiede ſowohl, als dem Urſprunge der Faunen, Satyrn, Silenen, und Panen geſagt, welches — wie alles, was im Fache der Alterthümer aus der Feder dieſes groſſen Kenners der alten Welt kommt — intereſſant und lehrreich iſt.

Auch mir ſcheint es ſo gut als ausgemacht zu ſeyn, daß es nur Einen Silen — den wir Vorzugs halben, den Vater Silen nennen wollen — urſprünglich gab. Er befand ſich an der Spize des Chors der Satyrn, welche ihn und ſeinen Zögling Bächus auf ihren Zügen durch Indien, u. ſ. f. begleitet haben. Nachher nennte man alle alte Satyrn — Silenen. Auch iſt es mir nicht unwahrſcheinlich, daß die Ziegenfüße vielleicht vornehmlich den Panen beſtimmt und zugeeignet geweſen ſeyn können, obgleich ſelbſt Horaz auch den Satyrn dergleichen beilegt. — —

Herr Hofrath Heyne scheint nicht abgeneigt zu seyn, den Ursprung der Vorstellung von Silenen und Satyrn — welche offenbar uralt ist, *) — aus der Bekleidung der noch in den Wäldern wildlebenden rohen Menschen mit Thierhäuten herzuleiten. — — Die grosen Affen haben nach seiner Meinung zur Bildung der Idee von Satyrn nicht das geringste beigetragen. Sein Argument ist: weil es in Griechenland keine gab. — — Mir däucht indeß, daß dieses Argument nur dann beweisen würde, wenn dargethan werden könnte, daß

*) Schon Hesiod erwähnt der Satyrn unter den Nymphen und Kureten.

die Idee von Satyrn, u. d. in Grácien zuerſt entſtanden ſey, welches mir höchſt unwahrſcheinlich zu ſeyn ſcheint. Die Griechen hatten bekanntlich den Anfang ihrer Kultur — und mithin viele Ideen und ſich darauf beziehende Gebräuche — den früher geſitteten Aegyptiern, dieſe aber die erſte Bevölkerung und den Anbau ihres Landes wahrſcheinlich den Indianern, die über den Ganges und Indus bis an die Ufer des Nils vorgedrungen waren, zu danken. Die Superſtition der Aegyptier hatte auch mit der alten Indiſchen ſo viel Aehnlichkeit, daß man dieſe Uebereinſtimmung wohl ſchwerlich für ein

Werk des bloßen Zufalls erklären wird. Dazu kommt noch, daß die Sylbenschrift der Abessiner, — welche wohl von denjenigen Indianern abstammen mögen, die man vor Alters die langhaarigen Aethiopier zu nennen pflegte, nach dem Urtheil eines der größten Sprachkenner unserer Zeit, völlig mit der Bramanischen übereinkommt. Die Indier aber verehrten schon den Pan. Auch gab es, nach dem Zeugniß des Plinius, auf einem Berge in Indien, Satyrn, d. i. große Affen, die man in der Ferne für eine Art Menschen halten sollte. Die Idee davon brachten die Indier gewiß mit nach

Aegypten. Außerdem fehlt es auch in der thebaiſchen Wüſte nicht an dergleichen Thieren, und man weiß — ſelbſt aus den Nachrichten von manchen neuern wilden Völkern — wie geneigt unwiſſende rohe Menſchen ſind, in gewiſſen Thieren, welche, um irgend eines ihnen auffallenden Umſtandes willen, einen beſondern Eindruk auf ſie machten etwas Göttliches zu ſuchen, oder ihnen gewiſſe ſonderbare Eigenſchaften, Beziehungen und Wirkungen zuzuſchreiben. —

In denen Ländern alſo, woher die Idee von Satyrn und Silenen wahrſcheinlich zuerſt in die griechiſche

und römiſche Welt gekommen iſt — in Indien, Aethiopien, und Thebais, gab es gewiß große menſchenähnliche Affen, welche das Original zu ſeyn ſcheinen, wovon man die Idee der Satyrn u. ſ. f. abgezogen hat. In Griechenland und Italien hatten die Künſtler, welche Faunen und Satyrn bilden wollten, jene Originale nicht vor Augen. Sie arbeiteten daher nicht ſowohl d'aprés nature, als nach einem ziemlich unbeſtimmten Ideal, deſſen Modificirung ihrer ſpielenden und mit verwandten Bildern imprägnirten Imagination überlaſſen war. — — — Man kann daher in der Bildung dieſer Ge-

ſtalten keine durchgängige Gleichförmigkeit in Anſehung aller Theile, oder Attribute erwarten.

Uebrigens kann es wohl ſeyn, daß man in Griechenland und Italien, wo bei den alten Orgien und Dionyſiſchen Feierlichkeiten, Chöre von Satyrn und Silenen *) erſchienen, wovon jene Ziegenfelle um ſich geworfen hatten, nebenher die Abſicht hätte, den uralten Zuſtand der Menſchen vor der ordentlichen Einrichtung und Polizirung der Geſellſchaft, und ihren Uebergang aus dem Waldleben zu

*) D. h. verkleidete Perſonen, welche jene Waldweſen vorſtellen mußten.

einer menſchlichern und geſittetern Lebensart faſt pantomimiſch vorzuſtellen. — — Ziegenfelle waren die Bekleidung vieler Wilden der alten Welt. Neque non quaedam nationes caprarum pellibus sunt vestitae, ut in Getulia et in Sardinia, ſagt Varro.

Ueber

Faunen, Satyrn, Panen und Silenen.

Einige Gespräche.

Zweiter Theil.

Sunt mihi Coelicolae, sunt caetera Numina Fauni!

Berlin.
Bei Johann Friedrich Unger.
1791.

Zueignung

an

Herrn — — W—!

— — Clario missa legenda Deo!

Ovid. Fastor. L. 1. v. 20.

Der Autor ist:

Der Satyr Marsyas, der eine von der Minerva weggeworfene Flöte aufhebt, hineinbläst, und sich wundert, daß sie Töne hervorbringt.

— — — at usum

Nescit, bezeugt Ovid. Entschuldigen Sie die Rauhigkeit

des Gesanges. Marsyas fordert Apoll nicht noch einmal zum Wettstreit auf, denn die Liebe zu seiner Haut hat ihn bescheidener gemacht, als er's in den Gemälden der Dichter und auf antiken Kunstwerken ist. Er überläßt es dem Orakel des Clarischen Gottes, welcher heute diese Zeilen empfängt, zu entscheiden, ob Minerva sagen wird:

Sum tamen inventrix auctorque ego carminis hujus.

Ovid. Fast. L. VI.

Vorrede.

Ein über meine Erwartung günstiges Schicksal hat dem ersten Theil der Gespräche über Faunen, Satyrn und Silenen, den Beifall einiger anerkannten kompetenten Richter in diesem Fache verschafft, und dieser Beifall war das Motiv, welches mich zur Fortsetzung dieser Dialogen bestimmte. —

Eine besondere Veranlassung, worüber ich mich zu seiner Zeit näher

erklären werde, bewog mich, in diesem zweiten Theile die Nahmen der Personen, welche sich miteinander unterreden, i abzuändern, und statt Walther und Lienhart, den Markis und den Baron zu setzen.

Das ist ungefähr alles, was ich in der Vorrede zu sagen hatte. Der Anhang, welcher unter mehrere Lettern des Alphabets vertheilt, und hinter den Dialogen befindlich ist, dient zur Erläuterung einiger Materien, die in den Dialogen selbst berührt worden sind.

Erſtes Geſpräch.

(Die Scene iſt im Garten des Markis.)

Ad ſolitas veniunt ſilveſtria numina fontes.

Ovidius.

Der Baron.

Markis! ich ſchätze mich glücklich, Sie in Ihrem ſchattigen Berceau anzutreffen. Der Herbſt iſt meine Lieblingsjahreszeit, und hier — im mittäglichen Frankreich, wo er alle Geſchen-

ke des Bacchus und der Pomona mit freigebiger Hand und lächelnder Mine in den Schooß der glücklichen Provenzalen ausschüttet — hat er doppelten Reiz für mich. Ich regrettire den Sommer hier weniger, als in meinem Vaterlande; denn ich merke kaum, daß er vorbei ist: und was seine Flucht uns ankündigt, das ist nicht jener strenge starre Winter, der mit seinem von Eiskrystallen blitzenden Zepter einige Monate lang die Ufer des Rheins und der Elbe tyrannisirt. — —

Der Markis. Sie sind mir willkommen, Baron! Die Huldigung, welche Sie dem Autumnus und den

Verzügen unſers ſanftern Himmels leiſten, verkündigt mir in Ihnen einen Dichter, ſo wie ich bisher in Ihnen einen Philoſophen verehrte. Es iſt wahr, unter einem feuchten und trüben Himmel, in einer Gegend, welche ein halbes Jahr die Strenge eines nordiſchen Winters drückt, genießt man das Leben — dieſes zweideutige Geſchenk der Natur — nur halb. Die Objekte, die uns dann umgeben, ſind nicht heiter und lachend genug, um dieſe ihre ſanfte gefällige Farbe unſerer Seele mitzutheilen, und ſie — wie Sie es einmal nannten, — zu jener glücklichen Hilarität zu ſtimmen, welche

rosenfarbnes Licht und belebende Wärme über alle, oder doch die meisten, Auftritte des Lebens verbreitet. — — Wissen Sie aber, Baron, mit welcher Reverie ich mich in der Einsamkeit meines Gartens eben beschäftigte? —

Der Baron. Wenn unser Markis etwas jünger wäre — — ich sage: etwas jünger, weit entfernt, ihn für alt anzusehen! — so würde ich glauben, er habe jene freundliche Gottheit verehrt, welcher dieses dichte Myrthengebüsche heilig ist. Dieses Lieblingsbäumchen des Sohnes der Cythere, wo siehet man es besser gepflegt und schicklicher angebracht, als im Garten

des galanten, des jovialiſchen Markis, obgleich meine Freunde Savary, Mariti, und Scſtini ſagen, man müſſe nach Kreta, Sicilien, Cypern und Syrien reiſen, um es in ſeiner ganzen Schönheit zu ſehen? —

Der Markis. Ich ſuche mich von der Realität einiger Weſen der antiken Mythologie — wenn es möglich iſt — zu überzeugen. Denn unter uns, Baron, ich finde es ſo angenehm, mir die reizenden Solitüden dieſer Gegend durch ihre Gegenwart belebt und verſchönert zu denken, daß ich mich über den Punkt ihrer Exiſtenz gern täuſchen möchte. —

Der Baron. Erlauben Sie mir, Markis, Ihnen zu sagen, daß Sie eins von den Gesetzen der zwölf Tafeln zu übertreten eben im Begriffe sind. Separatim nemo habessiit Deos neve novos — und das sind Ihre Götter wohl nicht? — sed ne advenas nisi publice adscitos ptivatim colunto. Vielleicht aber ist es nur die Existenz und der Dienst Amors, Cytherens und der Grazien, welche Sie zu constatiren suchen. Diese Gottheiten sind in Ihrem Vaterlande allerdings — publice adsciti. Wer kann daran zweifeln, als der, welcher weder die Sitten des feinern und aufgeklär-

tern Theils der Nation, noch die Werke Ihrer schönen Geister studirt hat? —

Der Markis. Sie lassen meiner Nation Gerechtigkeit widerfahren; aber ach! Baron, mir erzeigen Sie mehr Ehre, als ich verdiene. Meine Einbildungskraft brütet seit einiger Zeit über einer Art von antiken Halbgöttern, welche weder so bezaubernd wie die Paphischej Göttinn, noch so klein, niedlich und schalkhaft, wie ihr Junge mit dem Köcher, noch so voll Anmuth und unnennbaren Reizes, wie die Grazien sind, welche Apelles gemalt und unser Bernis besungen hat. Ich belausche in den

ſchattigen Gebüſchen die Spiele tanzender Satyrn, überraſche mit Chromis und Mnaſylos den alten Silen in einer Grotte, und wünſche, daß er — wenigſtens Aegle, der ſchönſten der Najaden, zu gefallen, noch einmal von den verborgenen Dingen der Vergangenheit und Zukunft ſingen möchte. —

Der Baron. Ich wünſche Ihnen Glück zu Ihrer Verwandlung, Herr Markis! — Sie ſind Bacchus, den ein Chor fröhlicher Satyrn umgiebt. Dort — ſehe ich Ihren Weinberg. Vielleicht daß es auch mir gelingt, unter dem Schatten der Reben einen

ſchlafenden Faun von Ihrer Suite zu erblicken. —

Der Markis. Das kann ich Ihnen nicht verſprechen, Baron! — Wenn ich Ihnen auch eins dieſer zweideutigen Weſen von ferne zeigen wollte, ſo würden Sie, anſtatt ehrerbietig ſtehen zu bleiben und Ihre zu Zweifeln geneigte Vernunft unter den Gehorſam des Glaubens an die alte Sage, an die Offenbarungen der Poeten, und an meine, als eines ehrlichen Mannes, Verſicherung, gefangen zu nehmen, vielmehr in einer gröſsern Nähe ſehen, und ſogar das gezeigte Objekt fühlen wol-

len. Sie würden ſich, als ein Schüler des Carneades, nicht mit der Betheurung begnügen, daß ich und andere, den Pan in der Nähe geſehen und ſogar — durch Betaſten uns von ſeiner Realität zu verſichern den Troſt gehabt hätten. —

Der Baron. Ich bin, wie Sie wiſſen, ſehr kurzſichtig, Herr Markis. In einer gewiſſen Entfernung erkennen Sie ſehr deutlich, daß das Ding, welches ich etwa dunkel erblicken möchte, ohne zu wiſſen, was es iſt, ein Faun ſey, der auf einem Schlauche ruhet. Mir iſt es bloß ein Etwas, welches ich unter keine naturhiſtoriſche

Kategorie zu bringen, auf keine Species zu referiren weiß, weil ich — nicht in die Ferne sehen kann. Wenn ich Ihrem Zeugniß, lieber Markis, in Ansehung einer mir so fremden, ungewöhnlichen, auffallenden Sache, als ein lebender Faun oder Aegipan ist, gleich Anfangs nicht trauen sollte, so entscheidend auch die Versicherung unseres Markis, er habe einen Hasen, ein Feldhuhn, einen Ortolan in seinem Weinberge gesehen, für mich seyn würde; so schieben Sie die Schuld — ich beschwöre Sie! — nicht auf mein etwaniges Mißtrauen gegen Ihre Dexterität und Wahr-

heitsliebe, sondern auf meine große Begierde, von der Existenz eines so seltsamen Dinges, wie ein Halbgott, oder ein Bockmensch, oder ein Mittelding zwischen Mensch und Affe — welches doch kein Pongo wäre — durch den stärksten möglichen Beweis, (das Zeugniß meiner eigenen Sinne, oder die eigene Erfahrung) gewiß zu werden. Ich würde dann den Markis bitten, mich näher zu dem gesehenen Objekte hinzuführen. Ich würde die kleinen Hörner des Aegipans fassen, und ihn mit eben der — uns Europäern lächerlich scheinenden — Neugier betasten, womit afrikanische Wilde,

die noch nie einen Weissen gesehen hatten, nach der Versicherung des Herrn le Vaillant, ihm Gesicht und Bart befühlt haben. Voilà une bête tout-à fait singulière! würde ich dann, wenn ich alles richtig befunden hätte, ausrufen. Ich habe eine Seltenheit gesehen, noch seltner, als das Landeinhorn. Dann aber würde ich das wunderbare Geschöpf, *) wofern es mir gelungen wäre, mich seiner zu bemächtigen, entweder in die Menagerie ei-

*) Und im Grunde doch nicht wunderbarer, als jedes andere, von uns tausendmal gesehene, über welches wir uns aus Gewohnheit nicht mehr wundern.

nes großen Herrn, oder in das Naturalienkabinet eines großen Naturforschers verehrt haben. Es hätte vielleicht in meinem System der Naturgeschichte eine Revolution veranlaßt, aber in meiner Theologie wäre alles unverändert geblieben. Kein Fest des Faunus würde einem Bocke, oder einem Lamme das Leben gekostet haben. —

Der Markis. Hélas! Baron! — Ich bin naiv genug, es Ihnen zu gestehen, daß ich in meinem Weinberg und den Gebüschen dieser Gegend, so oft ich sie auch bei Tage und in der Nacht durchstreift habe, nie etwas

einem Faun oder Satyr ähnliches zu ſehen bekam. Allein exiſtirt der Panther, die Hyäne, der Pavian, darum nicht, weil es — bei Hieres keine giebt? — Oder kann ihre Art nicht etwa untergegangen ſeyn? ehemals exiſtirt haben, und jetzt nirgends mehr angetroffen werden? —

Der Baron. Haben Sie nie in Paris, oder Lyon, oder Hieres einen Panther und einen Pavian geſehen, Herr Markis? —

Der Markis. O ja, Baron! — Man hat mehr als einmal dieſe Ungeheuer der lybiſchen Wüſten aus ihrem

Vaterlande nach Frankreich gebracht, und sie uns für Geld sehen lassen. —

Der Baron. Und vermuthlich auch einen Faun, einen Satyr, einen Acaipan? — denn was bringt man nicht über Marseille und Toulon nach Paris?

Der Markis. Ach! nein! die habe ich leider! so wenig daselbst gesehen, als die ungeheuren Patagonischen Riesen, welche einige durch das Vergrößerungsglas ihrer Einbildungskraft sehende Reisende in den Magellanischen Ländern erblickt haben wollen. Freilich haben diesen Reisenden andere

Reisende *) widersprochen. Allein — ich weiß nicht, wo ich kürzlich gelesen habe, das Zeugniß einer sonst glaubwürdigen Person, welche gesehen hat, beweise mehr für die Wirklichkeit einer Sache, als die Versicherung von zehn andern Personen, welche die Sache nicht gesehen haben, gegen die Wirklichkeit derselben beweise. —

Der Baron. Nur mit der kleinen Ausnahme: daß, wenn die Reisenden, welche die Patagonischen Giganten

---

*) Welche schon deswegen mehr Glauben, als jene, zu verdienen scheinen, weil sie wenigstens das Wunderbare und Ausserordentliche lieben.

läugnen, in der Heimath dieser angeblichen Kolossen wirklich gewesen, und mit den Einwohnern des Landes Umgang gehabt haben, ihr Zeugniß wider die Existenz der Riesen in dieser Gegend sich in die Aussage auflöst, daß die Menschen in dieser Ecke des südlichen Amerika nur die — auch unter uns nicht ungewöhnliche — Größe eines großen Mannes von sechs Fuß, und bisweilen einige Zolle darüber, haben; eine Aussage, welche so lange die wahrscheinlichere bleibt, bis man uns Skelette von acht, neun, oder zehn Fuß langen Riesen aus Patagonien nach Europa gebracht haben wird.

Aber wären es nur etwa ein oder zwei Skelette, so würden auch diese nicht das Dasein einer Nation von Giganten beweisen. Diese Gerippe gehörten Individuen zu, welche durch ein Spiel der Natur über das gewöhnliche Maaß der Menschenkörper aufgeschossen waren. Der Körper jenes großen Irländers und des kolossalischen Neapolitaners, welche in unserm Jahrhundert sich an vielen Orten für Geld sehen ließen — würde er, nach Patagonien gebracht, für die Wilden der magellanischen Länder ein sicherer Beweis seyn, das Irland und Neapel von lauter wandelnden Kolossen bewohnt werde?

Der Markis. Sie schliessen, wie es scheint, unter andern auch daraus, daß man keine Faunen und Satyrn glauben dürfe, weil — man nie dergleichen aus Asien oder Afrika, wo sie zu Hause gewesen seyn sollen, zu uns gebracht hat. Ich gebe es zu, daß die Existenz derselben mit dem Daseyn der Panther, Hyänen und Paviane, die man mehr als einmal bei uns gesehen hat, nicht einerlei Gewißheit habe. Aber wie? Baron, wenn ihre Art nun ausgestorben, untergegangen wäre? —

Der Baron. Unserm Markis liegt es ob, erst die Existenz dieser Gat-

tung von Wesen in vorigen Zeiten darzuthun, ehe er den Beweis führt, daß diese Wesen jetzt nicht mehr vorhanden sind. Die Menge der Elephantenzähne, und der Schenkelbeine von diesen Ungeheuern, die man jetzt noch in Sibirien und Kanada aus der Erde gräbt, beweist, daß es in diesen Ländern ehemals Elephanten gab. Man darf nur dieses fossile Elfenbein mit demjenigen vergleichen, welches von den heutiges Tages lebenden Elephanten in Ostindien und Afrika kommt, um sich von der spezifischen Identität der Thiere, denen diese Ueberbleibsel zugehörten, zu überzeu-

gen. — Aber sagen Sie, Herr Markis, findet sich in Ihrer Raritätensammlung ein Horn, woven Sie auf irgend eine Art beweisen können, daß es ehemals auf dem Kopfe eines Ägipans gesessen hat? oder ein Geißfuß von einem Pan?

Der Markis. Baron, Sie spotten. So etwas findet sich freilich in keinem Naturalienkabinette. Aber — da ich einmal die Existenz der Feld- und Waldgötter — jedoch der neuern Theologie unpräjudizirlich! — zu retten mir vorgenommen habe, (ein Vornehmen, wobei das Vergnügen meiner Einbildungskraft sehr interessirt

iſt:) ſo können Sie darauf rechnen, daß ich Ihren Skeptiziſmus durch eine Reihe hiſtoriſcher, und ſogar philoſophiſcher Beweiſe entwafnen werde. Sie glauben nicht, Baron, wie beleſen ich ſeit einiger Zeit in den Geſchichten bin, welche zur Beſtätigung meines Thema, oder — wenn Sie wollen — meiner Lieblingsgrille, dienen können!

Der Baron. Wohlan, Markis, Sie haben den Fehdehandſchuh vor mich hingeworfen, und ich nehme ihn auf. Aber bedenken Sie, daß Sie für alle Folgen verantwortlich ſeyn müſſen, welche daraus entſtehen könnten,

wenn ein Indiscret unſern Kampf belauſchte! Es ſei nun, daß es dem heidniſchen Markis gelingt, den Faunus und die Satyrn in den Beſiz ihrer alten Rechte und unſerer einſamen Wälder wieder einzuſezen, oder, daß ich ſo glücklich bin, zum Vortheil unſerer Religion und unſerer götterarmen Philoſophie, die Lanze des Markis zu zerbrechen. Im erſtern Falle wird man den Herrn Markis bei der Sorbonne denunciiren. Man wird ihn beſchuldigen, — wenn man im Dezember und Februar ihn einſam in den Hain ſpazieren ſiehet, — er erneure heimlich die Feſte, die man in die-

ser Jahreszeit auf dem Felde dem Faun feierte. Und ach! der kleine Lar, der bei ihm zwar nicht auf dem Heerde, aber doch mit einer antiken Ara portatilis in dem Kabinette des Markis stehet! — Kein Krüzifix, kein Bild der Mutter Gottes oder eines Heiligen! — Wie viel Data zu einer Anklage im Punkt der Einführung eines fremden Kult? — — Armer Markis! — Gesetzt aber, ich brächte Sie um Ihren Glauben an die Waldwesen der Alten, ich besiegte Ihre Gründe, wird dann nicht der unbescheidene Horcher, der in diesem Gebüsche versteckt seyn könnte, den Sieg, den ich über

den ſinnreichen Vertheidiger des Glaubens der Alten erfochten zu haben mir ſchmeicheln werde, für eine intendirte Niederlage der Theologie halten? Werden die Streiche, die der Arm des Athleten führt, ihm nicht bisweilen — auch auf ein Objekt zu treffen ſcheinen, welches zu heilig und zu wichtig iſt, um auf der Arena debattirt zu werden? —

Der Markis. Fürchten Sie wenigſtens in meinem Hauſe nichts, Baron! — Aber wenn Sie ſich hier im Garten nicht ſicher genug glauben, ſo laſſen Sie uns in meine Wohnung — aurarum atque ſylvae metu — zurück-

gehen. Ich lade Sie an meinen Heerd ein. Sie nehmen bei mir vorlieb.

Der Baron. Mit Vergnügen nehme ich Ihre gütige Einladung an. Aber Sie erlauben mir, mich gleich nach Tiſche wegzubegeben, weil ich dieſen Nachmittag verreiſen muß.

Der Markis. Sie werden nicht wider Ihren Willen aufgehalten werden. Kommen Sie! — —

(ſie gehen ab.)

Zweites Gespräch.

Der Baron.

Erlauben Sie, Herr Markis, daß ich mich für die Privation Ihrer Gesellschaft endlich einmal wieder entschädige. Seit drei Wochen habe ich sie nicht gesehen.

Der Markis. Willkommen, Baron! — Ich hätte Sie längst zu mir eingeladen; wenn ich nicht seit vierzehn Tagen eine Abhaltung von der

unangenehmſten Art gehabt hätte. Ein Herr Vetter vel quaſi, aus Gaskogne, wo ich nicht irre — überfiel mich in meiner ländlichen Einſamkeit, und hielt mich ohne alle Gnade dieſe ganze Zeit über blokirt. Verwandtſchaft, ſagte er, gebe ihm das Recht, ſich bei mir einzuquartiren. Auch übte er dieſes Recht, und die damit verbundenen, mit einer Strenge aus, die meinem Vergnügen ein wenig nachtheilig zu werden anfing. Sie wiſſen Baron, daß ich mich von gewiſſen Leuten, zumal des Vormittags, nicht gern ohne die äuſſerſte Noth in meinen Verrichtungen — und wären es

auch nur Reverien — stören lasse. Mein Importun schien nichts zu merken. Zu jeder Stunde des Tages verfolgte er mich, wohin ich mich auch immer vor seiner Zudringlichkeit zu retten suchte. „Lassen Sie sich nicht „stören!" pflegte er allemal zu sagen, wenn er mir Witz und Verstand durch seine frequenten Erscheinungen in meinem Arbeitskabinette lähmte.

Der Baron. Ich wünsche Ihnen Glück dazu, Markis, daß Sie den zudringlichen Schöker los geworden sind. Auch ich befand mich immer da am besten, wo niemand mich kannte, niemand mit mir verwandt war, nie-

mand mich beobachtete, und niemand Foderungen an mich machte. Mein Umgang war auf wenige eingeschränkt, aber auserlesen, meinem Geschmacke konform, und auf eigene Wahl gegründet. Ach! wenn ich an die heitern, glücklichen Tage zurückde[illegible]e, die ich ehemals am Ufer der L — — e verlebte! — Aber ihre sanften unwiderstehlichen Reize glichen den Gärten Armidens, welche die tyrannische Sense der Zeit weggemähet hat. Indeß, lieber Markis, ist es, wie mir däucht, jetzt nicht Zeit, die schöne Vergangenheit noch einmal im dämmernden Bilde zurückzurufen. Sie haben Ihren

Beweis für das Daseyn der Feld- und Waldgötter noch nicht vorgetragen, und das war doch ihr Wille.

Der Markis. Et vos, agrestum praesentia numina, Fauni,
Ferte simul Faunique pedem Dryadesque puellae! —

Der Baron. Warlich, Markis, wenn sich Ihnen auf diese Beschwörung die Faunen und Dryaden nicht stellen, so muß es keine geben. Sie wissen, daß Satyrn und Nymphen den Gesang und Tanz liebten. Wie mächtig wirkte, wenn wir dem Virgil glauben wollen, das Lied des alten Silens auf die Faunen! —

Wenn es mehr Beweis brauchte, ſo könnte ich Ihnen noch Horazens Wahrnehmung anführen:

Dicunt in tenero gramine pinguium
Cuſtodes ovium carmina, fiſtula
Delectante Deum cui pecus et nigri
Colles Arcadiae placent. — — Die Dichter ſind in Anſehung ſolcher Dinge die vornehmſten Zeugen. —

Der Markis. Aber die Geſänge der Dichter, Baron, werden nicht die einzigen Belege meines Satzes ſeyn. Ich habe ſogar Proſaiſten und Geſchichtſchreiber — ſogar einen Kirchenvater, unter meinen Gewährsmännern. Ueberhaupt muß ich Ihnen ſagen, daß

Sie Faunen, Satyrn, Nymphen, Oreaden, Dryaden, u. d. m. nicht läugnen können, ohne den Grund aller historischen Gewißheit umzustoßen, und in der Geschichte einen gefährlichen Skeptizismus einzuführen, welchem alle, sogar die am meisten und stärksten bezeugten, Dinge zweifelhaft oder unglaublich scheinen, wenn sie — ausser dem engen Kreise unserer alltäglichen Erfahrung liegen, oder demjenigen, was wir gewöhnlich wahrnehmen, unähnlich zu sein scheinen. —

Der Baron. Auf Ehre, Markis! Ihre Argumente beweisen zu viel,

und Sie wiſſen, was die Profeſſoren der Logik von dergleichen Beweisgründen ſagen. Die Zeugniſſe für das Daſein der Pauen, Satyrn, Silenen, Sylvanen, Najaden, Oreaden und Hamadryaden ſind bei weitem ſo zahlreich nicht, wie diejenigen, wodurch die Apparitionen der Geiſter und die Geſpenſtergeſchichten beſtätigt werden, ſo, wie der Glaube an Faunen und Satyrn nie, in Anſehung der Zeit und des Raumes, den er beherrſchte, ſo ausgebreitet, als der Glaube an Hexerei und Poltergeiſter, geweſen iſt. Nicht nur das heidniſche Alterthum

hatte seine Lemuren und Spectra; auch die jüdischen Legenden und alle Spinnstuben der christlichen Welt sind voll von Geistern und Spükereien. Die Wilden der Magellanischen Länder fürchten sich, wie man sagt, sehr vor Nachtgeistern. Für Dinge dieser Art giebt die ganze Welt — d. h. eine unermeßliche Menge von Idioten in alten und neuern Zeiten — vom Nordpol bis zum Südpol, Zeugniß. Wenn man aber das Zeugniß einer Nation — d. h. ihres größern unaufgeklärten Theils — in die eine, und das Urtheil eines Carneades, Sextus Empirikus, Cice-

re, Archimedes, Bayle, Hume, Diderot oder d'Alembert in die andere Wagſchaale legt, welche von beiden Schaalen wird aufſchnappen? Glauben Sie, Freund Markis! daß das Zeugniß jener unwiſſenden und leichtgläubigen Menge für ſolche angebliche Thatſachen, deren richtige Beurtheilung eine mehr als gemeine Kenntniß der Natur und der Künſte des Betruges erfodert, dem Urtheil dieſer großen und genau prüfenden Männer je das Gegengewicht halten könne? — —

Der Markis. Das nun freilich nicht, Baron. Ich gebe Ihnen zu, daß

die allermeiſten Erzählungen von Geſpenſtern und Geiſtererſcheinungen, alte Weibermährchen ſind. Eben ſo mag auch lange nicht alles wahr ſeyn, was die alten Poeten von den Feld- und Waldgöttern geſagt haben. Giebt es aber hier nicht — ſo wie in andern Dingen — eine glückliche, ſichere Mittelſtraße zwiſchen Unglauben und Aberglauben? — — Ich könnte Ihnen entgegenſetzen, was, in Cicero's Geſprächen von der Natur der Götter, Cotta dem Balbus ſagt: mihi enim unum ſatis erat, ita nobis majores noſtros tradidiſſe. Sed tu auctoritates omneis contem-

nis, ratione pugnas. — Erinnern Sie ſich, was Ihr Lieblingsſchriftſteller, der alte, naive, liebenswürdige Montaigne — deſſen Schatten Sie ſo gern von den Urnen wieder herauf rufen — geſagt hat. Ich leſe Ihnen die Stelle in ſeinen Eſſais vor: Si j'oyois parler ou des eſprits, qui reviennent, ou du prognoſtique des choſes futures, des enchantements, des ſorcelleries, ou faire quelque autre conte, ou je ne peuſſe pas mordre — ſomnia, terrores magicos, miracula, fagas, nocturnos Lemures, portentaque Theſſala — il me venoit compaſſion du pauvre peu-

ple abuſé de ces folies. Et à préſent je trouve, que j'étois pour le moins autant à plaindre moi même. Non, que l'expérience m'aye depuis rien fait voir, au deſſus de mes prémières creances, mais la raiſon m'a inſtruit, que de condamner ainſi reſoluement une choſe pour fauſſe et impoſſible, c'eſt ſe donner l'avantage, d'avoir dans la tête les bornes et limites de la volonté de Dieu, et de la puiſſance de notre mère Nature; et qu'il n'y a point de plus notable folie au monde, que de les raméner à la méſure de notre capacité et ſuffiſance. Si nous appellons monſtres ou miracles, ce, ou

noſtre raiſon ne peut aller, combien s'en préſente t'il continuellement à notre vue? — —

Der Baron. Freund Markié, ich belohne die Mühe, welche Sie Sich gemacht haben, mir eine ſchöne Stelle des Montagne vorzuleſen, durch die Vorleſung einer andern Stelle deſſelben, welche wenigſtens eben ſo gut, wie die, welche Sie mir eben in's Gedächtniß zurückgerufen haben, zu unſerem Objekte paſſen dürfte. Le vrai champ et ſujet de l'impoſture ſont les choſes inconnues, d'autant qu'en prémier lieu l'étrangeté même leur

donne crédit, et puis n'etans point ſubjettes à nos discours ordinaires, elles nous ôtent le moyen de les combattre. A cette cauſe eſt - il bien plus aiſé de ſatisfaire, parlant de la nature des Dieux, que de la nature (beaucoup plus connue) des hommes, parceque l'ignorance des auditeurs prête une belle et large carrière et toute liberté au maniément d'une matière cachée. Il advient déla, qu'il n'eſt rien crû ſi fermement, que ce qu'on ſçait le moins, ny gens ſi aſſurés, que ceux, qui nous content des fables, comme Alchymiſtes, Prognoſtiqueurs, Judiciaires, Chiromantiens, Medecins, Id ge-

nus omne. — — Balbus, werde ich mit dem Ciceronischen Cotta Ihnen antworten, du streitest mit Sagen und Gerüchten wider mich; aber ich verlange Gründe und Ursachen. — „Willst du nicht lieber das „glauben, was sich beweisen läßt, daß „die Seelen vortreflicher Männer, dergleichen die Tyndariden gewesen sind, „göttlich und ewig seyn, als daß Leute, deren Körper die Flamme des „Holzstoßes einmal gefressen hat, haben reiten und in der Schlacht fechten können? Oder, wenn du dieses „für möglich ausgiebst, so mußt du zeigen, wie es habe geschehen können,

„und nicht alte Weibermährchen ver„bringen." — —

Der Markis. Saepe Faunorum voces exauditae, saepe visae formae eorum, sagt Cotta, (vermuthlich auf viele jetzt nicht mehr vorhandene Nachrichten und Zeugnisse gestützt,) bei'm Cicero. —

Der Baron. Was die Faunen betrift, so habe ich niemals einen gehört oder gesehen, und ich bekenne, überhaupt nicht zu wissen, was ein Faun ist? — Kleine Statüen und Gemälde, welche Faunen vorstellen, habe ich wohl gesehen. Aber ein Gemälde, eine bronzene Figur ist doch

kein Waldgott, und beweiſt ſo wenig das Daſein eines ſolchen, als man von der Abbildung des Vogel Greif, oder eines Hippocentauren auf die Exiſtenz dieſer Geburten der Imagination ſchließen kann. Der Maler, der Bildhauer, ſetzt aus Zügen, die ſich einzeln und zerſtreuet an verſchiedenen natürlichen Objekten finden, aber in keinem derſelben alle beiſammen ſind, ein Bild zuſammen, welches bloß einer Vorſtellung in ſeiner Phantaſie, aber keiner einzigen ſinnlichen Wahrnehmung entſpricht. — So malt man den Teufel mit Hörnern und Pferdefüßen, mit einem Schwanze, und

mit Krallen an den Vorderpfoten, ob ihn gleich niemand jemals — auſſer im Traume — geſehen hat. Der Erfahrung zufolge, kann man der Einbildungskraft das Vermögen zu solchen Dichtungen nicht absprechen. Derjenige, der die objektive Realität einer solchen Dichtung behaupten will, hat eine auf die strengſte Gerechtigkeit gegründete Foderung seiner Gegner zu befriedigen. Er muß ihnen z. B. einen lebendigen Faun, oder, wenn von Poltergeiſtern und Bergmännchen die Rede iſt, ein solches zweideutiges, die Dunkelheit liebendes Geſchöpf zur Stelle ſchaf-

sen, damit sie — diese Ungläubigen — wenigstens Ein Individuum von dieser Art sehen, hören und betasten, es mit der Abbildung vergleichen, und sich auf diese Weise davon unterrichten können, ob der Maler, der Bildhauer etwas in der Sinnenwelt Wirkliches vorgestellt und nachgebildet habe, oder nicht? — Ein einziger durch Sinne und Erfahrung unwidersprechlich bestätigter Fall dieser Art würde die Unwahrscheinlichkeit der übrigen minder bestätigten Thatsachen von dieser Gattung sehr verringern, und uns wenigstens von der gänzlichen und ent-

ſcheidenden Ablängnung derſelben zu-
rückhalten. Aber merken Sie die Be-
dingung genau, Herr Markis! Ein
einziger NB. unwiderſprechlich
beſtätigter Fall! — Ich zweifle
aber gar ſehr, daß es Ihnen gelingen
wird, mir einen ſolchen aufzuſtel-
len. — —

Ueberhaupt giebt es mehrerlei
Species des Wunderbaren und
Abentheuerlichen, die aber alle
unter Ein Genus gehören, und un-
beſchadet ihrer ſpezifiken Verſchieden-
heiten doch in manchen weſentlichen
Stükken eine auffallende Aehnlichkeit
mit einander haben. Soll man alle —

erweislich darunter begriffene — Ereignisse annehmen? oder alle verwerfen? Ersteres kann man nicht, ohne aller Vernunft den Scheidebrief zu geben, und die ganze Bibliotheque bleue für ein Evangelium zu halten. Letzteres darf man nicht, ohne des historischen Pyrrhonismus, oder von kurzsüchtigen und lieblosen Beurtheilern, wohl gar der Irreligion beschuldigt zu werden. Was sollen wir also thun? Einige Fakta annehmen, und die übrigen wegwerfen? — Aber, ich bitte Sie, wie ist es nur möglich, unter der Menge glücklich zu wählen? bei der unläugbaren Homogeneis

tät der Beweise, wodurch man diese Fakta erhärtet, die Verhältnisse der spezifiken Schweren dieser Beweise sicher zu bestimmen? mit völlig zureichendem Grunde zu urtheilen: dieses Land- oder Meerwunder ist glaublich, jenes nicht? —

Der Markis. Ihr Räsonnement, Herr Baron, macht mich — ich gestehe es Ihnen — ein bischen stutzen. Aber das ist auch alles. Für widerlegt halte ich mich nicht. Ich vertheidige ein — gar zu groſses Interesse. Alle Theologen und für die Ehre des Zeugnisses, als der Basis der Geschichte, besorgte Philosophen,

nicht bloß des Alterthums, sondern auch der neuern Zeit, sollten billig sich meiner guten Sache gegen Sie annehmen. Wohl verstanden, Baron! ich bin nicht albern oder intolerant genug, mit gewissen Leuten zu behaupten: man müsse den Baron, als einen Menschen, der an die heiligen Frösche des Latonenteiches zu Abdera nicht glaubt, aus der Republik verbannen. Sein Exil wäre weder ein Beweis von der Falschheit, noch von der Schädlichkeit seiner Meinungen. Alles kommt auf Gründe an, so gern der Mächtigere sich auch zur Unterdrückung seines Gegners, an-

derer, und in so einem Streite sehr unschicklicher, Waffen bedienen mag. Hören Sie also, was ich Ihnen, ohne Sie darum weniger zu lieben, entgegen setzen werde. Sie — können die Unmöglichkeit der Fanmen nicht beweisen, und ich — bin berechtigt, sie so lange für möglich zu halten, bis man mir das Gegentheil bewiesen haben wird. Eine mögliche Sache muß existiren können, weil sie — sonst nicht möglich wäre. Sind nun unverdächtige Zeugen vorhanden, welche aussagen: sie ist! so müssen wir diesen Zeugnissen glauben, wofern wir nicht ihre Falschheit dar-

thun können. Selten aber werden wir dazu im Stande seyn. Denn kann das Zeugniß von zehn Personen, welche eine Sache nicht gesehen haben, wohl das Zeugniß eines Einzigen, welcher Sie gesehen hat, aufwiegen? —

Der Baron. Diese Art zu schließen, Markis, könnte Sie, in Anwendung auf unser Objekt, bisweilen in Sümpfe führen, worauf Irrlichter tanzen. Glauben Sie Hippocentauren? —

Der Markis. Wer weiß, was ich thun würde, wenn mir diese Ungeheuer eben so viel Vergnügen machten, wie Faunen, Satyrn, Dryaden? Aber

nein! Hippocentauren glaube ich nicht. Quis enim Hippocentaurum fuisse, aut Chimaeram putat? quaeve anus *) tam excors inveniri potest, quae illa, quae quondam credebantur, apud inferos portenta, extimescat? — sagte Cicero.

Der Baron. Allein wenn alles das möglich heißen soll, was sich durch die Einbildungskraft vorstellen läßt, so müssen der Herr Markis auch die Möglichkeit der Hippocentauren einräumen. Kann alles, was sich imaginiren läßt, auch in dem aktu

*) Mit Erlaubniß, Vater Cicero! Es giebt noch alte Weiber genug, welche apud inferos portenta glauben.

ellen Syſtem der Welt wirklich ſeyn; ſo können dieſe Monſtra exiſtiren. Wenn nun ein Mann von geſunden Sinnen — denn auf dieſe kommt es, wie einige wollen, hier allein an — und den Sie immer für ſehr religiös gehalten hätten, Ihnen mit dem feierlichſten Eide bekräftigte, er habe einen Hippocentaur geſehen: ſo müßten Sie nach Ihren Grundſätzen — unvermögend, die Falſchheit ſeines Zeugniſſes darzuthun — ihm glauben. Denn der Umſtand, daß Sie und Andere nie ein ſo ſeltſames Thier geſehen haben, beweiſt nicht, daß es gar niemand geſehen haben kann. —

Der Markis. Je nun, Baron! freilich, ich gestehe es — — aber — — Wenn von Hippocentauren die Rede ist — — ja, da würde ich einige Mühe haben, meinen eigenen bisher geäußerten Grundsätzen treu zu bleiben. Indeß wenn ich bedenke, daß es beinahe ein Wunder seyn würde, wenn ein Mensch von gesunden Sinnen und natürlich richtigem Verstande, ob er gleich kein Gelehrter ist, sich in Ansehung eines in die Sinne fallenden Objekts irrte, oder wenn ein sehr religiöser Mensch eine Lüge, die er als solche erkennte, mit einem Eidschwur bekräftigte, so — —

Der Baron. So wollten Sie also lieber einen Hippocentaur, für deren Daſein man ſonſt keinen Beweis hat, glauben, als das vermeintliche Quaſiwunder zugeben: daß ein Menſch etwas für einen Hippocentaur angeſehen hat, was keiner war, oder, daß ein Menſch, den Sie immer für ſehr religiös hielten, nicht immer und in allen Stükken ſo religiös war, als Sie ſich denſelben einbildeten? — Doch, für heute genug. Es iſt ſchon ſpät. Ich muß nach Hauſe.

Der Markis. Sie machen mir zu ſchaffen, Baron. Leben Sie wohl, bis — auf baldiges Wiederſehen!

Drittes Gespräch.

Der Marki.

Guten Abend, Baron! Wir sprechen uns also — nicht mehr auf meinem Landgute, sondern zehn Meilen davon. Die Unruhen, welche auch in meiner Gegend aus-gebrochen sind, nöthigten mich, der ich Frieden und Ruhe liebe, meine dortigen Laren zu verlassen. Ein Geist der Tollheit und des Schwindels hat sich der Köpfe bemächtigt.

Niemand weiß — ſeit unſerer glückli-chen Revolution vom 14. Jul. 1789. — wer eigentlich regiert? Niemand will gehorchen. Unordnung und Anarchie ſind in Frankreich allgemein. Unſer ſonſt ſo braves und ehrenvolles Mili-tair beſchimpft ſich durch Inſubordina-tion und Ungehorſam, wird durch ſei-ne Exceſſe das verächtlichſte von Euro-pa. Unſer Staat iſt durch das Frei-heitsfieber und den tobenden Unſinn ſeiner Bürger dem Verderben näher, als jemals. Ach! Baron! Die Klü-gern ſind freilich dieſes geſetzloſen Zuſtandes müde. Aber wie ihn än-dern? — Helas! daß die meiſten Men-

schen — wie die fanatischen Brabanter, und ein großer Theil meiner lieben Landsleute — so verkehrte Begriffe von Freiheit im Kopfe haben! Sie von der Herrschaft der Gesetze befreien, heißt einem Narren ein Schwerdt in die Hand geben. Ja man giebt Gesetze; aber das Publikum hält sich von ihrer Beobachtung dispensirt. Wenn die Thoren je die Folgen ihrer Thorheit ahnen könnten, sie würden ihr entsagen, und zu ihrer Pflicht zurückkehren. —

Der Baron. Es ist wahr, Herr Markis, Ihre Landsleute sind, wie man bei uns zu sagen pflegt, aus

der Dachtraufe in den Platzregen ge-
kommen. Die Wiederherſtellung der
konſtitutionsmäßigen Gewalt Ihres gu-
ten Königs wäre ſehr zu wünſchen,
ob ich gleich die Fehler ſeiner Regie-
rung *) gar nicht billige. Sie ſind
ein ächter Patriot, und möchten gern
Ihrem jetzt ſo unglücklichen Vaterlan-
de die Ruhe wiedergeben. Aber da
dieſe Befreiung von den Uebeln der
Anarchie und Geſetzloſigkeit nicht
in Ihrer Gewalt ſteht, und unſere
Klagen, ſo gegründet ſie auch oft ſeyn
mögen, den Lauf der Dinge nicht än-

*) Und den Mißbrauch ſeiner Gewalt.

dern, noch unser Schicksal korrigiren können: so lassen Sie uns, wenn ich rathen darf, unsere Aufmerksamkeit von den tristen Denkmälern des Unsinns und der Unbändigkeit, die wir in der Nähe erblicken, so viel als möglich, wegwenden. Unsere letzte Unterredung, an deren Fortsetzung widrige Ereignisse uns bisher hinderten, betraf die Feld- und Waldgötter. Sie, Herr Markis, vertheidigten die Existenz Ihrer Lieblinge mit allen möglichen Gründen, und, (unter andern) als ich Ihnen bemerklich zu machen suchte, daß Sie nach Ihren hierüber geäusserten Grund-

sätzen sich genöthigt sähen, auch Hippocentauren zuzugeben, wenn ein unbescholtener und von Ihnen für sehr religiös gehaltener Mann Ihnen eidlich versicherte, ein solches Ungeheuer ganz in der Nähe gesehen, oder wohl gar betastet zu haben, erwiderten Sie, daß es eine Art von Wunder seyn würde, wenn ein Mann von gesunden Sinnen und Sensus communis sich in Betreff einer Sache geirret haben sollte, die er ganz in der Nähe — vielleicht gar mehr als einmal — gesehen, oder wohl auch befühlt habe. Eben so könnten Sie nicht wohl annehmen, daß ein

religiöser Mann wissentlich lügen, oder wohl gar eine Lüge eidlich bekräftigen sollte. Sie — wollten also lieber mit dem Dasein der Hippocentauren die seltsamsten, und von den ordentlichen Bildungsgesetzen der Natur am stärksten abweichenden Ungeheuer glauben, als — eine bloße Unwahrscheinlichkeit, die weit geringer, als jene zu seyn scheint, zulassen. Sie fanden etwas — unglaublich, aber um etwas noch unglaublicheres glauben zu können. — —

Der Markis. Es ist wahr, Freund, ich selbst fühle bei der Art zu argumentiren, deren ich mich gegen Sie

bedient habe, einige Schwierigkeiten, wovon sie sich, wie ich zu fürchten anfange, vielleicht nicht ganz befreien läßt. Was mich indeß noch ferner abhält, die Existenz der Hippocentauren zuzugeben, das ist unter andern die Zwecklosigkeit solcher monströsen Formen. — — Nichts ist ohne Ursache und — wie einige wollen — auch nichts ohne Absicht.

Der Baron. Keine Art zu schließen, lieber Markis, ist unsicherer und mißlicher als die — aus den Endursachen. Ich wünschte mit d'Alembert, Büffon, und Boskowich, sie aus der Naturlehre verbannen zu kön-

nen. Von keinem Dinge, wenn wir es an und für sich, oder allein betrachten, können wir a priori einen Zweck, um dessentwillen es vorhanden wäre, angeben. Betrachten wir es aber in den Verhältnissen der Koexistenz, Succession, oder Kausalität mit andern Dingen, zu deren Modifikation und durchgängiger Bestimmung es auf nähere oder entferntere Art beizutragen scheint: so müssen wir gemeiniglich die vermeintliche Absicht seines Daseins aus solchen Beziehungen und Wirkungen desselben mühsam herauskünsteln, die wohl nothwendige Folgen seines Daseins und

ſeiner Beſchaffenheiten, aber gar nicht der beſtimmte vorhergedachte, vorhergewollte Endzweck dieſes Daſeins und dieſer davon unzertrennlichen Beſchaffenheiten ſeyn mögen. Wille und Abſicht können ohne den ungereimteſten Widerſpruch nicht zum Urgrund oder unabhängigen Prinzip alles Seyns und Wirkens erhoben werden. Denn jede Abſicht ſetzt ſchon Seyn, und ſogar ein beſtimmtes, modifizirtes Seyn, nehmlich Denken, voraus. Jedes Wollen muß einen zureichenden Grund haben, muß durch Etwas beſtimmt werden, was vom Wollen verſchieden, und

unabhängig ist. Die genauere Entwikelung dieser Sätze gehört nicht hieher. — — Ich begnüge mich, nur zu bemerken, daß der Vorwurf der Zwecklosigkeit, welchen Sie den Hippocentauren machen — wofern unsere Unwissenheit entscheiden dürfte — eben so sehr die Faunen und Satyrn, für deren Dasein der Markis so eifrig streitet, treffen würde. Nur zugesehen, ob etwas ist? ob sich seine Existenz durch Erfahrung oder glaubwürdiges Zeugniß beweisen läßt? — Kann das Dasein irgend eines besondern Dinges nicht auf die eben angegebene, allein gültige, Art bewie-

sen werden, so wäre es lächerlich, dieses Ding dennoch, um irgend eines eingebildeten oder willkührlich vorausgesetzten Naturzweckes willen, als existirend anzunehmen. Ist aber die Wirklichkeit des Dinges sonst bewiesen, so würde es ungereimt seyn, wenn wir den Erfahrungs- oder Zeugenbeweis seiner Existenz durch die Plattitüde entkräften wollten: dieses Ding sei zwecklos, und da nun ohne eine Gottes würdige Absicht nichts vorhanden seyn könne, so existire es auch nicht. — Wo ich keinen Zweck sehe, da ist keiner. — Ein herrlicher Schluß! — —

Warum erzählt man uns kein Wunderding, welches die Geometrie über den Haufen wirft? Zum Beispiel: man habe irgendwo ein gleichseitiges Dreieck entdeckt, worin nicht alle Winkel gleich sind, weil einer dieser Winkel etwas mehr als zwei Drittheile von einem rechten Winkel ausmache? oder, man habe zwei Cylinder wahrgenommen, die zwar auf gleichen Grundflächen, zwischen zwei gleichlaufenden Ebenen ständen, aber doch einander nicht gleich wären? oder, man habe eine Parabel gefunden, bei welcher die Strahlen (radii), die aus dem Brennpunkt

der Parabel kommen, und auf ihre Seiten fallen, ihrer Axe nicht parallell zurück getrieben würden? — Man fürchtet die Demonſtrationen der Geometer, und den Vorwurf der Unwiſſenheit. Aber was iſt die Natur anders, als die realiſirte, oder in Ausübung gebrachte Geometrie? Iſt die Welt nicht, den unveränderlichen Ideen des ewigen Geometers gemäß, nach Maaß, Zahl und Gewicht geordnet? beobachtet die Natur nicht das Geſetz der Proportionen in den Anziehungen der himmliſchen Körper, im Spinnegewebe, und in der Bildung der Kryſtallen? folgt ſie in

ihren komplizirteſten Bewegungen nicht den Regeln der auf Geometrie gegründeten Mechanik? Würde eine wirkliche Ausnahme von dieſen Regeln nicht die Natur in Unnatur verwandeln? —

Der Markis: Vergeſſen Sie nicht, Baron, daß die Geſetze der Natur nicht geometriſch nothwendig, ſondern, wie man ſagt, auf die Wahl des Beſten gegründet ſind. — Wir können wenigſtens dieſe Geſetze nicht a priori demonſtriren, oder ſie aus dem innern Weſen der Körper herleiten. Carteſius und Spinoza haben die Geſetze der Bewegung ihrem Vorgeben

nach, geometrisch bewiesen. Allein die von ihnen angegebenen Gesetze sind, wie nachher einige beobachtende Philosophen aus ihren Observationen gezeigt haben, nicht diejenigen, denen die Natur folgt.

Der Baron. Daraus, daß wir die Gesetze der Natur nicht aus dem innern Wesen der Dinge herleiten können, weil uns die Kenntniß der innern Natur der Dinge fehlt, folgt noch lange nicht die Zufälligkeit jener Gesetze selbst, und daß sie zuletzt und ursprünglich auf irgend einer Willkühr oder freien Wahl beruhen. Cartesius und Spinoza haben sich

in Betreff der Bewegungsgesetze geirret, aber Leibnitz nicht weniger. — D'Alembert hat endlich gezeigt, daß diejenigen Gesetze der Bewegung und des Gleichgewichts, welche uns die Beobachtung in der wirklichen Welt zeigt, mit denen Gesetzen, welche uns das Raisonnement oder die Theorie entdeckt, kongruiren, und daß sie also als nothwendig anzusehen sind. — Auch die Gesetze der Conservation der lebenden Kräfte, der Erhaltung der Aktion, und der Sparsamkeit, sind, wie dieser große Meßkünstler bewiesen hat, nichts als die nothwendige Folge von den

wesentlichen und mathematischen Prinzipien der Bewegung. Vergebens würde man in diesen verschiedenen Gesetzen Endursachen zu erblicken glauben. —

Der Markis. Baron! ich trage Bedenken, Ihnen nunmehr die verschiedenen Zeugnisse der Alten und Neuern — des Einsiedlers Paul, dessen Biograph Sankt Hieronymus geworden ist, des Albertus Magnus und Pikus von Mirandola, u. s. w. — für das Dasein der Satyrn vorzulegen. Auch ahnet es mir, daß Sie meinen philosophischen Beweis, der sich auf die stetige Reihe, die ununterbrochene Kette der Natur-

weſen gründet, eben ſo wenig billigen werden. Ich wollte Ihnen ſagen: ſo wie der Affe das Mittelglied in der Naturkette, zwiſchen dem Menſchen und den übrigen Thieren iſt, ſo könnten Faunen und Satyrn ſich zwiſchen dem Menſchen und dem Orangoutang in der Mitte befinden. —

Der Baron. Dieſe Beweiſe, lieber Markis, taugen nichts. Faunen und Satyrn ſind freilich an Verſtandeskräften geringer, als ein Leibnitz, Newton, Büffon, de la Grange oder Euler. Allein würden ſie nicht manche Individuen, die man ihrer Abſtammung und Form wegen zum menſch-

lichen Geschlecht rechnet, eben so sehr an Verstandesfähigkeiten, als an körperlicher Stärke übertreffen? Die Einheit ihrer Art erlaubt nicht, sie zu trennen, und einigen Menschen ihren Platz in der Naturkette unter den Satyrn, andern aber, welche größern Witz und Verstand besitzen, über denselben anzuweisen. Es giebt stupide Menschen, die gewiß nicht mehr Vernunft blicken lassen, als ein Pongo. Sollte man sie dennoch über den Satyr Marsyas hinaufsetzen, der die Flöte zu blasen versuchte? über den Halbgott Faunus, welchen Ovid ein Gespräch mit Numa halten läßt:

Di ſumus agreſtes, et qui dominemur in altis
Montibus. Arbitrium eſt in ſua tela Jovi — —!

Der Markis. Gut, Baron! — Aber Sie ſollen mir ſagen, wie Sie ſich den Urſprung der Idee von Panen, Aegipanen, Silenen, Sylvanen, Faunen, Satyrn, u. d. erklären? Dieſe Ideen waren im Alterthume ſo ausgebreitet! — Irgend etwas muß nothwendiger Weiſe ſie veranlaßt haben, wenn auch in der Natur kein ihnen korreſpondirendes Objekt vorhanden ſein ſollte. —

Viertes Geſpräch.

Tranſtulit Evander ſilveſtria numina ſecum,
Hic, ubi nunc urbs eſt, tum locus urbis erat. —
Inde Deum colimus, devectaque ſacra Pelasgis. —
Ovid. Fast. L. 2.

Der Baron.

Laſſen Sie uns zuſehen, Herr Markis, auf welchem Punkte wir halten? Sie — behaupteten neulich, ich könnte Ihnen

die Unmöglichkeit der Faunen, Satyrn und Aegipanen, — und also auch wohl der Oreaden, Najaden, Hamadryaden u. d. m. — nicht erwiesen. Nun sei jedes Ding so lange für möglich zu halten, bis seine Unmöglichkeit dargethan werde. Sie wären also die Möglichkeit Ihrer Feld- und Waldgötter vorauszusetzen berechtigt. Nun wären glaubwürdige Zeugnisse für das Dasein derselben — ich weiß nicht recht, wo? — vorhanden. Da ich nun auch nicht im Stande wäre, Ihnen die Falschheit dieser Zeugnisse darzuthun, indem das Zeugniß einer Person, welche die Sache gesehen hat, für die

Exiſtenz derſelben mehr beweiſet, als die Ausſage von zehn Perſonen, welche die Sache nicht geſehen haben, gegen dieſelbe beweiſen kann: ſo ſehen Sie Sich ſogar verbunden, jene den Zweiflern ſo ſuſpekte Weſen anzunehmen, weil Sie ſonſt alle hiſtoriſche Gewißheit aufgeben müßten, an deren Behauptung uns gar zu viel gelegen ſey. — Ich erwiderte; daß nichts den Markis von der Pflicht dispenſiren könne, nun auch Hippocentauren zuzugeben, wenn ein Mann, den er allezeit für vollkommen ehrlich und ſehr religiös gehalten hätte, dergleichen Weſen — deren innere Unmög-

lichkeit niemand beweiſen kann — in der Nähe geſehen und genau beobachtet zu haben, eidlich verſicherte. — Sie, Herr Markis, geſtanden mir, keine Hiprocentauren zu glauben. Da es Ihnen aber doch vorkam, als ob es beinahe ein Wunder, ein Hippocentaur, wäre, wenn ein ſehr religiöſer Menſch eine Unwahrheit wiſſentlich mit einem Eide bekräftigte, oder, wenn ein Menſch, deſſen Augen, Ohren und Fingerſpitzen keinen ſichtbaren Fehler haben, und dem man auch ſonſt Senſus kommunis zuzutrauen Urſache hat, ſich in Anſehung eines in die äuſſern Sinne fallenden Objekts — zu-

mal von der Größe und Korpulenz eines Hippocentauren — geirrt hätte: ſo nahmen Sie die Zweckloſigkeit dieſer ſonderbaren Geſtalten zu Hülfe, um einen Grund zur Abläugnung ihres Daſeins zu attrappiren. Ich ſetzte unſerm Markis entgegen: 1) würde der Vorwurf der Zweckloſigkeit eben ſo gut die von Ihnen vertheidigten Panen, Aegipanen, Faunen Satyrn, Silenen und Sylvanen, als die Ihnen verdächtigen Hippocentauren treffen. Von den meiſten Dingen wären wir nicht im Stande, eine beſtimmte Abſicht ihres Seyns anzugeben. Wollte aber der Herr Mar-

kis behaupten, seine Faunen und Satyrn hätten einen uns unbekannten Zweck, so würde ich — die Bosheit haben, mich nun zum Fürsprecher der Hippocentauren aufzuwerfen und einen solchen unbekannten Zweck auch bei diesen zu vermuthen. 2.) Sei es weder ein Wunder, noch ein Quasiwunder, wenn ein von dem Markis für sehr fromm gehaltener Mensch so religiös und gewissenhaft nicht wäre, als der Markis sich denselben einbildete — wenn dieser Mensch ein uns unbekanntes Interesse gehabt hätte, eine gewisse Lüge auszubreiten, oder, wenn auch ein Mensch etwas für

einen Hippocentaur angeſehen hätte, was keiner war. — Geſetzt, ein unwiſſender Neuholländer, der an einer Küſte dieſes großen Landes wohnte, wohin noch nie Europäer gekommen ſind, ſehe ein Linienſchiff von 80 Kanonen ſich an ſeiner Küſte vor Anker legen. Geputzte und mit unbekannten Waffen verſehene Fremdlinge ſtiegen an's Land. Unter ihnen wäre Blanchard. Dieſer hätte einen aeroſtatiſchen Ballon mitgebracht, und erhübe ſich darin über tauſend oder funfzehn hundert Fuß hoch in die Luft. Zugleich donnerten die 80 Kanonen dem erſchrockenen Wilden, der mit den Wir-

lungen des Schießpulvers noch ganz unbekannt wäre, in die Ohren. Den Abend führte man eine prächtige Oper auf, wobei eine herrliche Musik ertönte, ohne, daß der Neuholländer die hinter einem Vorhange versteckten Musikanten zu sehen bekäme. Man zeigte ihm die Kunststücke der natürlichen Magie und Experimentalphysik, die Wunder der Elektrizität. Wie würde der Wilde diese Ereignisse seinen Landsleuten referiren? „Götter, Wesen von höherer „Art, kamen über die Fluthen des Meeres „zu uns. Sie flogen durch die „Luft, und liessen sich wohl fünftau„send Schritte weit von dem Fleck, wo

„ſie aufgefahren waren, nieder. Sie
„hatten Donner und Blize vom Him-
„mel entwendet, und in groſſe Röh-
„ren verſchloſſen, aus welchen das Ge-
„witter mit ſchrecklichen Schlägen auf
„ihren Wink hervorbrach. Sie erſchüt-
„terten die Erde. Am Abend lieſſen ſie
„allerlei fremde und unbekannte Ge-
„ſtalten ſehen. Männer ohne Kopf
„wandelten auf und ab. Sie brachten
„Feuerfunken aus meiner Haut hervor.
„Eine Muſik — unbeſchreiblich und nie
„ſonſt gehört war ſie — bezauberte
„meine Ohren, und doch ſah ich weder
„Muſikanten noch Inſtrumente. Dieſe
„Götter ſind Herren der Natur. Sie

„verwandeln ein Ding in das andere.
„Es ist billig, daß man sie anbetet.“ —
Gesetzt diese Erzählung würde vom Vater auf den Urenkel mündlich fortgepflanzt, und endlich gar aufgezeichnet — würde daraus nicht eine Art von ältester Urkunde des Neuholländischen Menschengeschlechts werden? Würden nach einigen Jahrtausenden die Neuholländischen Philosophen mit den Künsten und Wissenschaften der Europäer schon bekannt, nicht etwa auf eine natürliche Erklärung dieser Wunder, welche ihres Urgroßvaters Urgroßvater von seinem Urgroßvater als zu dessen Urgroßvaters Zeiten geschehen, er-

zählen gehört hatte, zu denken anfangen? Und würden dieſe Philoſophen, welche nun vielleicht ſelbſt ein wenig hexen gelernt, und dadurch von den Thaten der Thaumaturgen einen andern und rektifizirten Begriff erhalten hätten, nicht etwa von den Prieſtern, welche den Kult der vergötterten Menſchen — die vor Jahrtauſenden nach Neuholland kamen — zu beſorgen hätten, mit dem Vorwurfe verfolgt werden, daß ſie aus der älteſten Urkunde alles Wunderbare wegexegeſiren und wegvernünfteln wollten? Ungefähr auf dieſem Standpunkte hielten wir, Herr Markis. Sie — ſchienen es zu

fühlen, daß Sie nun mit den historischen Beweisen für die Existenz der Feld- und Waldgötter gegen mich nicht viel ausrichten würden, weil ich den Nerven dieses Beweises bereits zerschnitten hatte. Aber Sie verlangten nun, daß ich Ihnen sagen sollte, wie die Alten wahrscheinlicher Weise auf die Idee von Faunen und Satyrn gekommen wären. —

Der Markis. Diese Foderung, Baron, ist hoffentlich gegründeter, als meine Beweise für die Existenz jener Waldwesen es waren. Nur leiten Sie mir die Idee der Satyrn nicht vom Teufel, und nicht von großen Affen

ab. Den Teufel kannte Grözien nicht, und große Affen waren dort nicht zu finden. —

Der Baron. Erlauben Sie mir, Herr Markis, Ihnen zu gestehen, daß mir die Idee von Panen und Satyrn nicht in Griechenland zuerst aufgekommen zu seyn scheint. Die Griechen hatten den Anfang ihrer Kultur und ihrer Civilisirung — mithin eine Menge von Begriffen — den Aegyptiern zu danken. Diese verehrten schon den Pan, und man kennt gewisse Oerter in Aegypten, wo heilige Böcke und große Affen verehrt wurden. Nach Büttners wahr-

ſcheinlicher Hypotheſe hat Aegypten ſeine erſte Bevölkerung und ſeinen Anbau einer Kolonie zu danken, die von den Ufern des Ganges gekommen war, um am Nil ein ihrer Heimath ähnliches Land in Beſitz zu nehmen. Auch die Indier verehrten den Pan, und hier ſowohl, als in Oberägypten und den benachbarten äthiopiſchen Wildniſſen, gab es, und giebt es noch, große menſchenähnliche Affen von verſchiedener Art. Gerade in dieſem Vaterlande der Affen iſt, wo ich nicht irre, die Idee der Panen und Satyrn entſtanden. Die Indier brachten ihre Begriffe mit nach Aegypten.

Vom Geſtade des Nils wanderten dieſe Begriffe, in den Köpfen ägyptiſcher Aufklärer aufbewahrt, nach Griechenland hinüber. Aus Griechenland kamen ſie mit Pelasgiſchen und Helleniſchen Kolonien — z. B. durch Evander — nach Italien.

Der Markis. Sie leiten alſo doch die Idee der Feld- und Waldgötter nicht vom Teufel ab? vielleicht, weil Sie wiſſen, daß die Griechen ihn nicht kannten, vielleicht, weil Sie ihn nicht glauben. Allein, Affen ſollten die Originale zu jenen Halbgöttern der alten Welt geweſen ſeyn? Ich geſtehe Ihnen,

Baron, daß ich mich in diese Vorstellung nicht recht finden kann.

Der Baron. Wenigstens zweifle ich, ob sich ein anderer und wahrscheinlicherer Ursprung Ihrer Faveritgottheiten angeben läßt. Ist es wirklich so wunderbar, wenn rohe unwissende, in völliger Barbarei lebende Menschen aus Affen, die mehr körperliche Stärke, als sie selbst, hatten, und ihnen mehr Verstand zu haben schienen, als sie [die Affen nehmlich] wirklich besitzen, Halbgötter, Gegenstände der Verehrung, machen? War der Thierdienst so etwas Unerhörtes? Gründet sich die Andacht der Wilden nicht insgemein auf Furcht,

d. h. auf die Idee der Uebermacht gewisser wirklichen oder eingebildeten Wesen, und auf das Gefühl der Unsicherheit, in welche wir durch unsere Schwäche und den bösen Willen mächtiger Feinde versetzt werden? —

Der Markis. Aber sagen Sie mir, Baron, was hatte man von den Waldteufeln zu fürchten?

Der Baron. Denken Sie Sich kleine — noch wenig zahlreiche und gar nicht kultivirte Gesellschaften halb nackter Menschen, denen es noch an künstlichen Waffen, und fast an allen den Künsten fehlte, wodurch der Mensch den Thieren so furchtbar wird; denken

Sie Sich diesen kleinen Menschenhaufen, in einer Zeitperiode, die dem Alter der Geschichte, *) oder selbst unserer Zeitrechnung, um mehrere Jahrtausende vorherging, in den Wildnissen von Ostindien und Aethiopien — woher hernach die ersten Bewohner Aegyptens kamen, zerstreuet. Der Herr von Pauw vermuthet nicht ohne Grund, daß ehemals die Race der Oraug-Utangs zahlreicher und ausgebreiteter gewesen ist, als jetzt. Die großen Anthropomorphen unter den Affen sind dem einzelnen unbewaffneten Men-

*) Oder den historischen Zeiten.

ſchen an Stärke weit überlegen. Auch kennt man ihre Geilheit, und ihre Anfälle auf die Tugend der Weiber von unſerer Art. Faunorum ludibria! Verbinden Sie damit den allzuvortheilhaften Begriff, den — noch bis auf den heutigen Tag — manche Völkerſchaften in Afrika ſich von dem Verſtande der Pongos machen! Iſert in ſeiner neuen Reiſebeſchreibung ſagt von den Negern in Guinea: „Sie hal„ten die großen Affen für keine ge„ringere Art von Weſen, als ſich „ſelbſt, und glauben, daß ſie die Fä„higkeit zu reden beſitzen, aber „dabei ſo liſtig ſind, dieſe Eigenſchaft

„zu verbergen, und sich stumm zu stel„len, u. s. w." —

Der Markis. Aber ach! Baron! der berühmte Satyr des Praxiteles, welchen er seinem Amor an die Seite setzte, indem er ihn allen seinen übrigen Arbeiten vorzog! und so viel andere junge Fäunen, die nichts Affenartiges in ihrer Figur haben, sondern so schön sind, daß man sie mit dem jugendlichen Bacchus verwechseln könnte! — — Wie können Sie es über Ihr Herz bringen, einen Pongo für das Urbild dieser herrlichen Formen auszugeben?

Der Baron. Aus dem goldenen Alter der Kunſt bei den Griechen, und aus den ſchönen Faunengeſtalten, die aus dieſem Alter uns übrig geblieben ſind, dürfen Sie, Herr Markis, keinen Einwurf gegen meine Hypotheſe hernehmen. Der Satyr des Praxiteles, aus Pariſchem Marmor, zu Megara im Tempel des Bacchus, Myrons Satyr Marſyas, der die Flöte an's Ohr hielt, voll Verwunderung über den Laut, der ſich aus ihr hervorbringen] ließ, die vier marmornen Satyrn aus den beſten Zeiten, die im Portikus der Oktavia zu Rom ſtanden, die Bronze des Lyſipp zu Athen, deren

Plinius im vier und dreißigſten Buche gedenkt, der ſchlafende Faun im Pallaſt Barberini, und der ſchöne junge Faun zu Portici, den Sie aus den Bronzi di Ercolano kennen, datiren ihre Exiſtenz aus einem Zeitalter, welches durch die beinahe ſchwärmeriſche Liebe der Griechen zu ſchönen jugendlichen Formen, und das Beſtreben der Künſtler, dieſe Formen in der größten Vollkommenheit nachzubilden, und die Natur ſelbſt zu übertreffen, ſich auszeichnete. Aber glauben Sie nicht, Markis, daß dieſe reizenden Figuren von Marmor oder Bronze die älteſte und urſprüngliche

Idee von Satyrn, u. d. ausdrücken. In den meiſten Satyrgeſtalten iſt der Affe weit mehr als der Menſch kenntlich. —

Der Markis. Aber die Ziegenfüße und die kleinen Hörner? —

Der Baron. Dieſe Attribute gehören zu den veränderlichen, die man nicht an allen Figuren dieſer Art aus dem Alterthum antrifft. Silenen und Satyrn, theils mit theils ohne Ziegenfüße, u. d. erſcheinen bereits auf den älteſten bemalten Gefäßen, die man Hetruſciſche nennt. Ich ſtelle mir den Urſprung der Hörner und Ziegenfüße bei den Waldweſen der Alten ſo

vor: In Aegypten verehrte man an gewissen Orten große Affen und heilige Böcke. Aegyptier führten den Griechen viele ihrer Begriffe zu, wie denn die Griechen einen beträchtlichen Theil ihrer Kultur diesem uralten Volke zu danken hatten. So kam auch die Idee von den göttlichen Affen und heiligen Böcken aus Aegypten nach Grácien. Da es aber in Grácien keine Affen gab, so konnte man in der Folge aus den einzelnen Ideen eines menschenähnlichen Affen und eines verehrten Bockes, die Idee eines Bockmenschen, oder eines Anthromorphen, welches größtentheils Affe ist, aber

doch einige Gliedmaßen mit dem Bocke gemein hat, zusammensetzen. Diese Komposition ist der Liebe zum Wunderbaren und Ausserordentlichen, womit die Griechen so stark behaftet waren, ganz gemäß, und konnte in den Köpfen der Künstler um so leichter erzeugt werden, da man die Originale, wovon die Idee der Satyrn abgezogen war, nicht vor Augen hatte. Plinius läßt Satyrn und Aegipanen in den Einöden des Atlasgebirges herumschwärmen. Diese Satyrn findet man noch daselbst. Es sind große Affen. Auf einem Berge in Indien trifft man, dem Plinius zufolge

vierfüßige Satyrn an, die man in der Ferne für Menschen halten sollte. Ptolemäus, der Geograph, sagt: im Indischen Ozean, über den Ganges hinauf, lägen drei von Satyrn bewohnte Inseln. Man weiß, daß diese Gegenden die Heimath menschenähnlicher Affen sind. — Pomponius Mela versetzt die Satyrn nach Afrika, und fügt hinzu: sie hätten, ausser den Abbildungen, die man von ihnen machte, nichts menschliches. —

Der Markis. Die Aegyptier hatten also ihre abergläubische Achtung für große Affen entweder aus Indien, oder aus den äthiopischen Höhlen,

welche dieſen Anthropomorphen zum Aſyl dienen, mitgebracht. Und Aegyptier führten ihren Eleven, den griechiſchen Wilden, die Idee des Pan, der heiligen Affen, und der ehrwürdigen Böcke von Mendes zu? —

Der Baron. Man kann nicht zweifeln, daß hernach mit den griechiſchen Koloniſten dieſe Begriffe nach Italien gekommen ſind. Hören Sie nur, Martis, was Ovid in den Libris Faſtorum ſingt: Evanders, des Arkadiers, Mutter, war Carmenta,

Quae ſimul aetherios animo conceperat ignes,
Ore dabat vero carmina plena Dei.

Sie war alſo eine Prophetin, und verließ mit ihrem Sohne Arkadien, das Land, welches ſeiner Schäfer und ſeiner Eſel wegen ſo berühmt war.

Dicite Pierides, ſacrorum quae ſit origo?
Attigerint Latias unde petita domos.

Man ſagt, fährt der Dichter [welcher hier für die Exiſtenz einer uralten Tradition ein gültiges Zeugniß ablegt] fort, daß die alten Arkadier den Pan, den Gott der Heerden, verehrt haben. „Ein Zeuge ſei Pholoe, und die „Stymphaliſchen Waſſer, auch der mit „ſchnellem Strohme in's Meer ſich gie-

„ſende Ladon! Zeugen ſeyn die fich-
„tenbekrönten Hügel des Nonakri-
„niſchen Waldes, der hohe Cyllene,
„und der Parrhaſiſche Schnee! — Pan
„war der Heerden Beſchützer. Evan-
„der brachte dieſe Waldgottheit
„[ſilveſtria numina] mit nach Auſo-
„nien."

Inde Deum colimus, devectaque
ſacra Pelasgis.

Die Arkadier bewohnten, wie man ſagt, ihr Land, ehe Jupiter geboren wurde. Ihr Volk behauptete, eher als der Mond geweſen zu ſeyn.

— — Et Luna gens prior illa fuit. —

Ovid. Faſtor. L. II. v. 290.

Aber wild und ungesittet ohne Künste, schweiften sie damals noch umher. Ein Laubdach von den schattigen Zweigen der Waldbäume diente ihnen statt der Häuser. Statt des Getreides fraßen sie wildwachsende Vegetabilien.

Nectar erat palmis hausta duabus aqua.

Sie pflügten nicht, säeten nicht, und erndteten nicht. Jedermann ritt, wie man bei uns zu sagen pflegt, auf des Schusters Rappen, weil der Gebrauch der Pferde unbekannt war. Man schlief unter freiem Himmel, und ging fast nur nach Art der Gymnosophisten in sein eignes angebor-

nes Fell gekleidet. Noch jetzt, ſagt Ovid, zeugt die Gewohnheit, am Feſte des Faunus unbekleidet umherzulaufen, von jener alten Sitte.

Faunus in Arcadia templa Lyceus habet. — Die Verehrung dieſes Fauns führte Evander in Italien ein. Laſſen Sie Sich den damaligen Zuſtand der Gegend von Rom ſchildern. Ovid ſagt:

Exsul ab Arcadiis, Latios Evander in agros
Venerat, impoſitos adtulerat que Deos.
Hic, ubi nunc Roma eſt, orbis caput, arbor et herbae
Et paucae pecudes et caſa rara fuit.

Noch überzogen wilde Wälder die Campagna di Roma. Im ſchattigen Waldsthal wuchs Weide für das Vieh, welches in geringer Anzahl umher irrte. Hin und wider ſtanden einſame Hütten, von Hirten bewohnt. Hier kamen Evander und Carmenta [praeſcia mater] an. „Hier bleibt ſtehen," rief die Prophetinn, die aus göttlicher Eingebung von den verborgenen Dingen der Zukunft ſang. „Dieſes Feld wird der Platz ſeyn, wo das Reich beginnet."

Sacraque multa quidem, ſed Fauni prima bicornis
Has docuit gentes. — —

Der Markis. Gern, Baron, verſetze ich mich mit Ihnen in jene Zeiten des grauen Alterthums zurück, und belauſche, ſo viel es ſich nach Anleitung alter, von Dichtern aufbewahrter, Sagen, und durch Vermuthungen thun läßt, den Urſprung der Societäten, der Superſtitionen, und der Gebräuche der Völker.

Der Baron. Erlauben Sie mir, diesmal Geſchäfte halber abzubrechen, und mich Ihnen, bis auf Wiederſehen zu empfehlen.

Der Markis. Leben Sie wohl, Baron. Aber vergeſſen Sie nicht, bald wieder zu kommen.

Fünftes Geſpräch.

Lucus Aventino ſuberat niger ilicis umbra,
Quo poſses viſo dicere: Numen ineſt! — *Ovid.*

Der Markis.

Aber, Baron! es iſt ein Glück für uns, daß niemand, ſo viel ich weiß, unſre Dialogen belauſcht hat. Wir ſind per varios caſus, per tot diſcrimina rerum, auf Objekte ausgeſchweift, welche den

meiſten, [die ſich im Fache, wohin unſere Geſpräche einſchlagen, für kompetente Richter ausgeben,] wohl ſchwerlich mit unſerem Hauptthema eine natürliche Verbindung zu haben ſcheinen werden.

Der Baron. Es giebt viele Thyrſusträger, aber wenig Begeiſterte. Was kümmert es uns, lieber Markis, wenn gewiſſe anmaßliche Kunſtrichter ohne Sachkenntniß tadeln, oder aus ihrem angewöhnten, einſeitigen und beſchränkten Geſichtspunkt, von ihrem Dreifuß herab, dem ſie wenig Ehre machen, urtheilen, wie ſie können? — Es giebt für ein geübs

tes Auge Verbindungen zwiſchen Dingen, die dem bornirten Kopfe in gar keiner Beziehung mit einander zu ſtehen ſcheinen, und eine Kombinationsart, die ihm an Nadotage zu gränzen ſcheint, könnte vielleicht durch ſehr gute Gründe gerechtfertigt werden. Allein für den hellern, weitſehenden Kopf wäre dieſe Rechtfertigung in unſerm Falle wenigſtens überflüßig. Einem Menſchen aber, der nun einmal mit dem ſchwarzen Staar behaftet iſt, kann man durch alles Licht aus dem Feuerhimmel die Objekte nicht ſichtbar machen, die man vorzeigen wollte. „Glücklich iſt, der dem

„Gemälde eines ſchlafenden Endy„mions gegenüber, Hamlets Mo„nolog: Seyn? oder Nicht ſeyn? „zu kommentiren verſteht, und deſſen „Geiſt, in eine herrliche Abweſenheit „verloren, ohne Furcht, ohne Schwin„del, mit wollüſtigem Schauer, in die „dämmernde Tiefe ſeines Gegenſtan„des hinabſchaut!“ —

Der Markis. Ich glaube, Sie zu verſtehen, Baron. Ein gewiſſes Gefühl ſagt mir, wo Sie hin wollen. —

Der Baron. Dieſe kryſtallene Quelle in Ihrem Wäldchen, Herr Markis, verdiente ſie nicht, das Bad der züchtigen Nymphen zu ſeyn, wenn die Luſt

ihnen ankommt, in den kühlen Wellen zu plätschern? O Fons Blandusiae, durch den Gesang des großen Venusiners verewigt! nein! — du kannst nicht reizender gewesen seyn. Und diese dichte Schatten! — Markis! wir sprachen einst in Teutschland über den Nutzen der Wälder, die Nothwendigkeit, sie zu schonen, zu erhalten, und sogar — in gewissen holzarmen Gegenden — nach Möglichkeit zu vermehren, und — über die aus einer allzugroßen Bevölkerung entspringenden Nachtheile. Hier — in Ihrem Vaterlande, unter dem mildern und schönern provenzalischen Himmel, be-

darf man freilich der Wälder weniger, als bei uns. Aber ich freue mich, zu ſehen, daß der Markis ein Schutzgott der Bäume zu werden beginnt. Kann man auch hier das Holz leichter entbehren, als in Teutſchland, ſo iſt doch der erquikkende Schatten in dieſem warmen Klima ein wahres Bedürfniß. Hier *) war es, wo ſonſt Pan am ſchwülen Mittag ruhete, indeß kein Schäfer zu flöten wagte. Der Markis iſt zu religiös, dieſes dämmernde Aſyl des arkadiſchen Gottes zu zerſtören, den er, nebſt den Satyrn

*) Im Schatten der Wälder nehmlich.

und allen andern Waldwesen in seinen Schuz genommen hat. Wenn die Gegend zu offen, zu nackt, zu licht wird, wenn sie ihres Schattens — der mehr verbirgt, als zeigt, mehr errathen, als sehen läßt — durch die üble Wirthschaft ihrer Staatsmänner beraubt ist, so ist ihr Inhalt zu geschwind auf Einen Blick zu übersehen. Die Einbildungskraft behält nicht Raum zu ihren Lieblingsspielen. Man glaubt — hätte ich bald gesagt — weder an den Faunus, noch an die göttliche Jägerinn Diana mehr.

Der Markis. Bei dem allem, Baron, haben wir durch unsere Philoso-

phie vielleicht mehr eingebüßt, als gewonnen. So viel schöne freundliche Illusionen, die das Leben erheiterten und pikant machten, sind zernichtet; der wohlthätige Zauber ist aufgelöst. Wo sind — ich beschwöre Sie! — die lächelnden Gestalten, die im Morgentraume unseres entflohenen Lenzes uns begegneten, und dem argwohnfreien Jüngling Freude zusagten? Man hat an ihrer Stelle, ich weiß nicht, welche? Wahrheit gesetzt, die nicht halb so viel werth ist, als der Traum, aus dem sie uns aufstörte. — Meine Philosophie ist, die der Madame d'Antremont. In meiner Schreib-

tafel finden Sie folgende Verſe von ihr:

Oui, malgré les cris et le ton
Du Cenſeur jaloux et ſauvage,
Ie ſuivrai les erreurs d'un gout vif
et volage,
Le plaiſir a toujours raiſon. —

Der Baron. Ich laſſe der ſanften und heitern Philoſophie der Markiſe von Antremont Gerechtigkeit widerfahren. Sie verachtet das Geſchrei mürriſcher, eigenſinniger Cenſoren, und folgt, ohne auf das Lob derſelben Anſpruch zu machen, und ohne durch ihren ſo oft ungerechten Tadel gekränkt zu werden, den liebens-

würdigen Caprizen eines lebhaften und flüchtigen Geschmacks. Allein, Vortheile und Nachtheile genau gegen einander berechnet, haben wir doch bei dem Ernst und der Strenge unserer Philosophie im Ganzen mehr gewonnen, als verlohren.

Seit wann, Markis, wäre es den freundlichen Grazien unmöglich geworden, durch ihr zauberisches Lächeln die Stirne der ernsten Matrone zu erheitern, und sie zur Theilnehmung an ihren muntern Spielen und Scherzen zu verführen? — Auf Ihrer Wagschaale behalten die Vortheile, welche unser Vergnügen von dem Systeme der alten Götter- und Fabellehre ziehet,

das Uebergewicht. Allein — im Ernſt, lieber Markis, möchten Sie eine Göttinn im Bade ſehen, oder Pan im Schatten heiliger Wälder ſchlafend antreffen? Sie wiſſen, wie gefährlich ein ſolcher Anblick war, wie ſehr die Hirten ihn zu vermeiden ſuchten. Fürchten Sie das Schickſal des Tireſias nicht, welcher die Pallas mit einer Nymphe auf dem Helikon ſich baden ſah, und den Gebrauch der Augen verlohr? Wie gewagt war es, ſich dem — nur ſelten zugänglichen — Heiligthume einer Gottheit zu nahen? Denken Sie an die wahre, und die falſchen Religionen, an das tragbare Tabernakel des

Gottes der Hebräer, deſſen Anblick oder Berührung — ſogar wenn man es gegen das Umfallen ſichern wollte — ſo vielen Leuten das Leben gekoſtet hat, und an den alten heiligen Hain bei Marſeille, wovon Lukan ſingt:

Sed ceſſere Diis, medio cum Phoebus in axe eſt,
Aut coelum nox atra tenet, pavet ipſe ſacerdos,
Acceſſus — dominumque timet deprendere luci!

Prieſen ſich die religiöſen Leute des Alterthums nicht glücklich, wenn ſie ſagen konnten:

Nec Dryadas, nec nos videamus labra
Dianae,
Nec Faunum, medio cum premit arva
die! — *Ovid.*

Schon aus einer bekannten lyriſchen Supplik des Horaz an den Faunus könnten Sie wiſſen, Freund Markis, daß dieſe numina ſylveſtria nicht immer wohlthätig waren, daß man auch oft einen Schabernack von ihnen befürchtete. Ueberhaupt kann nichts ungleicher und unbeſtändiger ſeyn, als die Launen der alten Götter. Die Menſchen — welche, wie ein gewiſſer Prometheus ſagt, aus Furcht, Unwiſſenheit und Eigennuz ihnen räu-

chern *) — mußten insgemein die Wohlthaten, die sie von ihnen zu empfangen wähnten, um einen hohen Preis erkaufen. Sie gaben nichts umsonst, und geizten nach Opferdunst, Schmeicheleien und Ehrenbezeigungen, wie Bettler nach Almosen. Der Fond ihres Charakters taugte nichts. Sie besaßen mehr Macht, als wir andern armen Tröpfe, ob sie gleich, wie Paläphatus von der Diana anmerkt, nicht alles thun konnten, was sie wollten; und

*) So war ein Opfermahl, nach frommer Alten Weise,
Dampf für die Gottheit nur, doch — für die Priester Speise. —
Käſtner.

da ihr Verstand, obgleich, der Voraussetzung nach, größer als der unsrige, doch noch immer eingeschränkt, und sie dabei den Leidenschaften unterworfen waren, so kamen sie, wie die drei französischen Könige, welche im achtzehenten Jahrhundert regiert haben, nicht selten in den Fall, ihre Macht zu mißbrauchen, und durch Sottisen sich die Vorwürfe und die Verachtung des aufgeklärtern Theiles der Welt zuzuziehen.

Der Markis. Es ist wahr, Baron, wenn der Charakter der Götter nicht wesentliche Güte und Gerechtigkeit ist, die wir in der Gottheit unse-

res Glaubens mit Recht verehren, ſo hat man weit mehr Urſache, Weſen, die an Leidenſchaft und Eigenſinn uns wenigſtens gleich, und nur an Macht uns merklich überlegen ſind, zu haſſen und zu fürchten, als ſie zu lieben. Wer die Macht in Händen hat, welcher ein Gegengewicht fehlt, wer über das Geſez erhaben, und durch die Hoffnung der Impunität dreiſt geworden iſt, hat eine natürliche, und unter gewiſſen Umſtänden unwiderſtehliche Neigung, ein Despot, ein Unterdrücker zu werden. Nicht bloß in der Geſchichte des poetiſchen Himmels — auch in der unſerer Sultane finden wir Belege ge-

nung für diesen Satz. Der alte Despotismus in Frankreich hatte die gegenwärtige Anarchie und Gesetzlosigkeit, die das größte Uebel ist, zur traurigen Folge. Der Despotismus der Götter und ihrer Minister — —

Der Baron. — machte, daß man endlich anfing, die Rechte dieser überirdischen Tyrannen streng zu prüfen, und damit aufhörte, ihre Existenz zu bestreiten, oder doch als problematisch anzusehen. Der Kenner der menschlichen Natur wird sich über diesen so natürlichen Gang der Dinge weder ärgern, noch wundern. — — Alles, so genau als es der Natur der Sache nach mög-

lich ist, gegeneinander berechnet, hat der Götterglaube, oder um den Ausdruck allgemeiner und umfassender zu machen, die Superstition, dem menschlichen Geschlechte weit mehr geschadet, als genüzt.

Der Markis. Daraus würde für den Philosophen, dem der Charakter eines Weltbürgers besondere Pflichten auflegt, die Verbindlichkeit folgen, jenen Glauben, und wäre er mit dem Roste der Heiligkeit, den die Jahrtausende ihm angesezt haben, noch so sehr angelaufen, öffentlich mit aller Freimüthigkeit zu bestreiten, ohne sich an das ewige: Crucifige eum! gewisser

Antipoden zu kehren, welche so, wie gewisse Marktschreier und Saalbader, Zetermordio! schreien, wenn man ihnen ihre schädliche Pulver, Pillen und Wunderessenzen konfiscirt, oder ihre betrogene Kunden von ihrer Bentike wegscheucht. — —

Anhang.

A.

So wenig man berechtigt iſt, alles, was ſich nicht innerhalb des engen Zirkels unſerer eigenen ſehr eingeſchränkten Erfahrung befindet, oder, was den Erſcheinungen unähnlich iſt, die ſich uns bisher dargeſtellet haben, ſogleich als ungereimt und fabelhaft zu verwerfen; ſo wenig würde man auch den voreiligen und unbedingten Glauben an fremde Berichte und Zeugniſſe von ſolchen Dingen rechtfertigen können, die mit denen, welche nicht bloß wir ſelbſt, ſondern alle, oder doch die meiſten Menſchen, ſeit Jahrtauſenden allezeit wahr-

genommen haben, keine Analogie zu haben scheinen. — — Die Neigung der Menschen zum Außerordentlichen und Wunderbaren ist so stark, die Versuchung, ein Wunderthäter oder ein göttlicher Gesandter zu scheinen, kann bei Personen von einer gewissen enthusiastischen Denkart, und unter gewissen die aktive und passive Illusion begünstigenden Umständen, so unwiderstehlich werden, und die Sinne der Menschen sind, so wie ihre Einbildungskraft, so manchen natürlichen und künstlichen Täuschungen unterworfen, daß man gegen die Erzählungen der Geschichtschreiber von ungewöhnlichen und abentheuerlichen Dingen mißtrauisch zu werden, große Ursache hat.

Wenn uns Erzählungen von angeblichen Thatsachen vorgelegt werden, so haben wir erstens: Die Natur

der bezeugten Sache ſelbſt zu prüfen, d. h. die abſolute und relative oder hypothetiſche Möglichkeit des Fakti.

Zuerſt ſeine abſolute Möglichkeit. — Bei dieſer Unterſuchung werden wir gemeiniglich finden, daß wir dem größten Theil der Wunderdinge, womit Geſchichtſchreiber und Poeten die Welt angefüllt haben, die abſolute Möglichkeit einräumen können, inſofern die meiſten der erzählten Dinge keinen erweislichen Widerſpruch in ſich faſſen, und der Imagination immer vorſtellbar bleiben. Allein zum Beweiſe der realen Möglichkeit wird bekanntlich noch etwas mehr, als die bloße Denkbarkeit der Sache erfodert, und gerade bei dem Erweis dieſes Mehrern nahmen die Hauptſchwierigkeiten erſt ihren Anfang. Die Unterſuchung ſchreitet alſo zur re-

lativen Möglichkeit des bezeugten Ereignisses fort. Wenn eine Begebenheit auch an und für sich vorstellbar, und also nach unserm Urtheil möglich ist, so ist sie darum noch nicht gleich in einem gewissen gegebenen System der Dinge, welches nach bestimmten Gesetzen fortschreitet, möglich. Die Wesen der alten Mythologie und die Metamorphosen, welche Ovid besungen hat, könnten vielleicht in einer andern Welt, als die unsrige, und auf einem von uns entfernten Planeten realisirt seyn. Aber in die uns bekannte Ordnung der Dinge hienieden, so wie Sinne und Beobachtung sie uns entdecken, passen sie nicht, und die ausserordentlichen Wahrnehmungen, welche die Feen-Theorie voraussezt, würden sehr geschickt seyn, einen nachdenkenden Mann — der nun, un-

ſchlüſſig, ob er ſeinen Sinnen, oder ſeiner Vernunft trauen, und welche von beiden er des Betruges zeihen ſoll, zwiſchen beiden eine erbärmliche Figur machen würde — zum Narren zu machen. Zur Unterſuchung der relativen Möglichkeit wird erfodert, zuzuſehen: ob das, was der Zeuge berichtet, im Verhältniß gegen bekannte oder billig vorauszuſezende Umſtände möglich iſt, d. h. ob es ſich mit Ort, Zeit, Perſonen, Sitten, Charakteren, u. d. m. zuſammenreimen läßt. Ferner: ob das, was der Zeuge ausſagt, auch einer ſichern ſinnlichen Wahrnehmung fähig, oder die Sache vielleicht den Sinnen gar nicht unterworfen war? Wenn z. B. jemand uns verſicherte, er habe den reinen Geiſt geſehen, oder gehört, oder gefühlt, ſo würden wir ſchließen,

daß dieser Mensch von dem reinen Geiste keinen richtigen Begriff habe, und daß dasjenige, was er wirklich gesehen, oder gehört, oder gefühlt hat, weder der reine Geist selbst, noch auch ihm, als einem ganz außersinnlichen Wesen, ähnlich seyn könne. Eben so ist auch die Verwandlung, welche nach dem Glauben unsrer Brüder, der Katholiken, in dem Abendmahl vorgehet, eine völlig außersinnliche und gar nicht wahrnehmbare Begebenheit, indem wir an der konsecrirten Oblate nicht die allerkleinste Veränderung ihrer vorigen Beschaffenheiten bemerken können, sondern vielmehr von der Fortdauer des Brodtes und Weines nach der Konsecration die nämliche auf das Zeugniß der Sinne gegründete Gewißheit haben, die wir von der Existenz des Brodtes und Weines vor dieser heiligen Ceremonie hatten. — —

Sobald nun die Unterſuchung der Natur des bezeugten Fakti ſelbſt geendigt, und die Unmöglichkeit deſſelben nicht entſchieden worden iſt, gehet man zur Prüfung der Zeugen ſelbſt über. Man unterſucht, ob auch der Zeuge ein Augenzeuge geweſen iſt? ob er zu richtigen ſinnlichen Wahrnehmungen geſchickt war, ob er vielleicht am Leibe, oder an der Seele, oder an beiden zugleich, krank, oder unaufmerkſam, oder ſchlaftrunken, oder berauſcht, oder mit einer allzulebhaften Imagination begabt, oder mit fehlerhaften ſinnlichen Werkzeugen verſehen war? ob er ſeinen Bericht gleich nach der ſinnlichen Wahrnehmung, oder erſt eine geraume Zeit nachher aufgeſezt hat, in welchem leztern Falle ihm ſein Gedächtniß untreu geworden ſeyn könnte; — ob Er der einzige Zeuge für das Faktum iſt, oder

ob noch mehrere Zeugen vorhanden sind, da — zumal zur Bestätigung ungewöhnlicher, seltsamer und außerordentlicher Thatsachen — mehr als Ein Zeuge nothwendig erfordert wird? ob ferner, im Falle der Pluralität der Zeugen, ihre Berichte übereinstimmen, oder sich widersprechen? — —

Jeder Vernünftige wird, wie ich denke, einsehen, daß es sehr schwer, und in manchen Fällen ganz unmöglich ist, in Ansehung aller dieser Fragen, von deren Decision die Zulässigkeit und Autorität der Zeugen abhängt, zur Gewißheit zu kommen. Diese Betrachtung kann dazu dienen, dasjenige zu rechtfertigen, was ich irgendwo von der Unsicherheit der alten Geschichte gesagt habe.

Unser Vertrauen auf einen ansehnlichen Theil dieser Geschichte wird sich noch mehr vermindern, wenn wir sehen,

daß gewissen Denkmälern ein Alter von zwei bis dreitausend Jahren zugeschrieben wird, daß wir die Originale nicht besizen, daß die Abschriften durch viele Hände gegangen sind, daß, je älter eine Urkunde ist, ihr Inhalt um so weniger durch andere damit übereinstimmende Nachrichten und Zeugnisse bestätigt werden kann, weil es uns an gleichzeitigen und erweislich authentischen Monumenten fehlt. — *)

*) Diese Gründe sollen keinesweges den Pentateuch verdächtig machen, dessen hohes Alter und Authentie genugsam bewiesen sind. — —

B.

In der That kann nichts unsicherer seyn, als der Beweis für die Wahrheit eines wunderbaren Ereignisses, der aus den Festen, jährlichen oder periodischen Spielen, Feierlichkeiten, Gemälden, Statüen und andern Monumenten gezogen wird, welche die Absicht zu haben scheinen, das Andenken alter Begebenheiten zu verewigen. — Man kann vielleicht, ohne sich der Ausschweifungen des Pyrrhonismus schuldig zu machen, zweifeln, ob es im ganzen Alterthum ein einziges Fest gab, welches sich auf ein verificirtes Faktum gründet? — Kann eine antike Hymne zu Ehren Apolls, der Claros besuchte, beweisen, daß Apoll nach Claros gekommen ist? Man hat dem Perseus eine Kapelle gebauet; muß er deswegen An-

bromeden befreiet haben? Die Columna roſtralis, welche die Zeitgenoſſen des Duilius zu Rom errichteten, ſezt die gewonnene Seeſchlacht des Duilius außer Zweifel. Aber kann die Bildſäule des Augur Näv ius darthun, daß dieſer Wahrſager einen Kieſelſtein mit einem Scheermeſſer zerſchnitten hat? — — Läßt ſich aus den Statüen der Ceres und des Triptolem zu Athen ſchließen, daß dieſe Perſonen, welche den Athenern den Feldbau lehrten, mehr als bloße Menſchen; daß ſie, man weiß nicht, aus welcher Gegend des Himmels, herabgeſtiegen waren, dem Völkchen von Attika Begriffe vom Pflügen und Säen beizubringen? — — Kann der berühmte Laokoon, der noch jezt vorhanden iſt, die Wahrheit der Geſchichte vom Trojaniſchen Pferde beſtätigen?

Rabelais versichert uns, daß die Pariser der Blase des Gargantua ihren schönen Fluß, die Seine, zu danken haben. Man glaubt dem Rabelais nicht, weil man ihn für einen Dichter in Prosa, für einen Mährchenschreiber hält. Wenn aber ein Paar Mönche des Mittelalters *) in ihren Chroniken das nehmliche Ereigniß auf Mönchsgewissen und Mönchsparole, so ernsthaft als möglich attestirten; würde es darum im mindesten glaublicher werden? Hört eine handgreifliche Lüge dadurch auf, eine Lüge zu seyn, weil sie aus einem Roman oder einem Gedichte in ein Geschichtbuch übertragen wird? Und wenn das Zeugniß jener ehrwürdigen Väter doch

*) Denen wir ohnehin so vieles glauben müssen, weil nur sie die Geschichtschreiber eines langen Zeitalters waren. — —

etwa um der Schwierigkeit willen, ſich zwiſchen dem Fluſſe bei Paris und der Blaſe des Gargantua ein Verhältniß zu denken, nur als ein halber, oder Viertelbeweis gelten ſollte; würde dieſer unvollſtändige Beweis dadurch ergänzt werden, daß man ſich auf die Exiſtenz der Seine ſelbſt, als auf ein ſichtbares Denkmal von der Kapazität der Blaſe des Gargantua beriefe? — Vermuthlich würde ein Zweifler dem Vorgeben der Mönche die Unmöglichkeit der bezeugten Sache, und dem angeblichen Complement des Beweiſes *) den Ausruf entgegenſezen: die Seine ſehe ich wohl, aber daß Gargantua ſie ge...t hat, ſehe ich nicht. —

*) Welcher keiner Ergänzung bedarf, da er an ſich = o (gleich Null) iſt, und das, was dieſer Null hinzugethan wird, ebenfalls als Zero, d. h. nichts, gilt. — —

C.

Die Aehnlichkeit, welche sich zwischen der Geschichte des Bacchus, und den Begebenheiten Mosis, des von Gott begeisterten Gesezgebers und Geschichtschreibers, findet, hat einige Gelehrte verleitet, die Parallele zwischen beiden sehr weit zu treiben. Man erinnere sich nur des belesenen Vossius, dem wir das Buch de Theologia gentili zu danken haben, und des noch ausschweifendern Huet, Bischofs zu Avranches, welcher das gelehrte und kindische Werk: Demonstratio Evangelica, geschrieben hat. Dieser leztere Gelehrte behauptet, Moses sei Bacchus, Osiris, Typhon, Aeskulap, und sogar — der obscöne Gott der Gärten. — — Man kann diesen Schriftstellern noch den ältern Fourmont,

den Verfaſſer der Réflexions critiques ſur les anciens peuples, an die Seite ſezen. Bacchus ſoll, wie einige dafür halten, in Aegypten geboren und auf dem Nil ausgeſezt worden ſeyn. Einmal theilte er die Waſſer des Fluſſes Orontes zur Rechten und Linken, um mit ſeinen Begleitern, ohne ſich die Füße naß zu machen, mitten hindurch gehen zu können. Am Hydaspes bahnte er ſich nicht weniger einen trockenen Weg mitten durch den Strohm. Er hemmte den Lauf der Sonne, ſchlug die Erde mit ſeinem Thyrſus, und eine Weinquelle ſprudelte hervor. Seine Geſeze gravirte er, der Sage nach, auf zwei Marmortafeln. — — Er lebte in den vorhiſtoriſchen Zeiten, und noch lange nach ihm gab es keine Geſchichtſchreiber, nur Dichter, die das Vergangene beſungen, und das Künftige zu weißagen ſchienen.

Faſt alle Alten ſtimmen darin überein, daß Bacchus in Indien geweſen, und von den Indiern verehrt worden iſt. Silen war der Erzieher und Begleiter des Bacchus. Beide ſtellt man gewöhnlich, mit Satyrn und Nymphen umgeben, vor. Silen ſang nicht bloß, wie in der bekannten Ekloge Virgils, von den verborgenen Dingen der Vergangenheit, ſondern auch bisweilen von den Geheimniſſen der Zukunft. Das klägliche Schickſal ſeines Eſels, und den Urſprung der Gewohnheit, dem Priap einen Eſel zu opfern, kann man im ſechſten Buche der Libri Faſtorum des Ovid, V. 335 bis 346, nachleſen. —

D.

Si on fait ſouvenir les philoſophes, ſagte Voltaire, que ſelon Saint-Jérome, dans ſa vie de l'Eremite Paul, cet Eremite eut pluſieurs converſations avec des Satyres et avec des Faunes — — ils pourront repondre que cela n'eſt pas abſolument contre la phyſique, que des Satyres et des Faunes peuvent avoir exiſté. — — So wenig wir die Möglichkeit der Faunen und Satyrn zu läugnen begehren, ſo geſtehen wir doch, daß wir keinen Grund ausſichtig werden können, ihr Dageweſenſeyn zu vermuthen. Es iſt, ſo viel wir wiſſen, nicht unmöglich, daß einige Arten von Kreaturen, die ehemals exiſtirten, untergegangen ſind. Wäre alſo die ſtetige Kette der Naturweſen etwas mehr, als ein philoſophiſches

Hirngespinnst, so könnten wir aus gewissen Lücken vielleicht schließen, daß diese ehemals mit gewissen Mittelarten ausgefüllt gewesen seyn mögen, welche den Uebergang vom Affen zum Menschen, oder vom Menschen zu den völlig unbekannten höhern Wesen ausmachten, und nachher durch uns unbekannte Revolutionen der Natur vernichtet wurden. Allein die Naturkette gewisser prätendirten Philosophen ist, wie es scheint, das bloße Produkt ihrer Imagination, und gleicht der Homerischen Kette, woran Jupiter, der Donnerer und Prahler, alle Götter und die Welt zu sich hinaufziehen konnte. — — Zwischen dem unendlichen Wesen und dem vollkommensten Endlichen ist so wenig Proportion, als zwischen dem unendlichen Wesen und dem Atom, der im Sonnenstrahle spielt, und uns zunächst

an's Nichts zu gränzen scheint. Der Abstand vom Unendlichen bis zum Ersten der Endlichen bleibt immer unendlich. Nichts kann ihn vermindern, nichts ihn verschwinden machen. — — Welche Gradation findet doch — um statt unzähliger möglicher Beispiele nur Eins zu geben! — unter den Planeten Statt? Der Mond ist wenigstens vierzigmal kleiner, als die Erde. Kennen wir aber Planeten, die ein und vierzig, funfzig, hundert, oder tausendmal kleiner, als die Erde; oder Monde, die nur der Hälfte, dem dritten, dem vierten, dem achten, dem hundertsten Theil unseres Mondes gleich sind? — — Was von den sehr ungleichen Größen der Planeten gilt, läßt sich auch von der Geschwindigkeit ihrer Bewegungen, und der Zeit, worin sie ihren Kreislauf vollenden, behaupten. Mars vollendet seine Bahn

in zwei Jahren, Jupiter, sein viel grösserer Nachbar, in zwölf, Saturn gar in dreißig Jahren. Wo sind hier unmerkliche stufenweise Uebergänge durch alle Zwischengrößen, z. B. zwischen ♃2 und ♃12, zwischen ♃12, und ♃30? — —

Wir brauchen wenigstens die Faunen und Satyrn nicht, um die scheinbare Lücke, die sich in der Kette der Natur, zwischen Affen und Menschen befindet, auszufüllen. Der Orang-Outang mag manches stockdumme Individuum unserer Gattung an Genie übertreffen, oder ihm wenigstens an Fähigkeit nichts nachgeben. Wir haben zu wenig Gelegenheit, die Oekonomie und die Handlungen jener Anthropomorphen — welche die Wildnisse des südlichen Asiens und die Spelunken der äthiopischen Gebirge bewohnen — in der Nähe zu be-

ebachten. Wären wir dazu im Stande, ſo würden wir vielleicht Spuren der Vernunft bei ihnen entdecken, welche gewiſſe — den Thieren allzuwenig einräumende — Philoſophen, mit der Natur der Thiere unbekannt, in ihrem Studierzimmer nicht erwarten. Mir hat der Beweisgrund eines gewiſſen groſſen Mathematikers für die Unſterblichkeit der menſchlichen Seele — und nur dieſer Seele allein — welchen er auf die uns eigene, den Thieren aber mangelnde Fähigkeit, Begriffe von Gott zu haben, gründet, nie einleuchten wollen. Die Seele eines halbjährigen Kindes, und die eines Kindes im Mutterleibe, hat actu ſo wenig Begriffe von Gott, *)

*) Ich ſetze hier, wie billig, voraus, daß die Chimäre von angeborenen Begriffen, die das Kind ſchon im Mutterleibe hatte, ohne ſich ihrer bewußt zu ſeyn, längſt widerlegt iſt. — —

als der Hund oder der Affe. Wendet man dagegen ein, daß die Seele des kleinen Kindes dennoch unsterblich sey, weil sie fähig ist, mit der Zeit diese Begriffe zu erlangen; so könnte man erwiedern, daß wir das innere Wesen der Thierseele, und die Verhältnisse, in welche sie, ihre Fortdauer vorausgesezt, künftig kommen kann, viel zu wenig kennen, um ihr die Fähigkeit, jemals zu Begriffen von Gott zu gelangen, gänzlich abstreiten zu dürfen. Wenigstens treffen wir zwischen dem Menschen und den Affen mehr als Eine Aehnlichkeit an, und ihre Fähigkeiten sind vielleicht nicht der Art oder dem Wesen, sondern bloß dem Grade nach, verschieden. Soll dieser Grad bei dem Affen seiner Erhöhung jemals fähig seyn, so hat man — die untrüglichen göttlichen Orakel der heiligen Schrift

bei Seite gesezt — den nämlichen Grund, an der Möglichkeit einer künftigen Vervollkommnung des ganzen Menschen oder seiner Seele zu zweifeln. Der große Meßkünstler, dessen Abhandlung von der Unsterblichkeit der Seele ich hier zu beurtheilen wage, führt im Anfange derselben einige Argumente an, deren sich tiefsinnig seynwollende Filosophen bedient haben, das ewige Leben unserer Seele zu demonstriren. Er scheint diese angeblichen Gründe besonders auch deswegen zu verwerfen, weil sie zugleich die Unsterblichkeit der Thierseelen, mithin zu viel, beweisen würden. Mir scheinen sie bloß deswegen keinen Beifall zu verdienen, weil sie — weder die Unsterblichkeit unseres Geistes, noch das ewige Leben der Thiere beweisen, und sich theils auf anthropomorphistische, oder sonst doch

unrealisirbare Begriffe von der Gottheit, theils auf das — auch bey'm Gottesbeweise a priori gewöhnliche — Spiel mit dem Wörtchen Vollkommenheit, woraus philosophische Tausendkünstler so vieles zu pressen verstehen, theils sonst auf ziemlich willkührliche und unsichere Voraussezungen gründen. — *)

Was sich sonst gegen den Kästnerischen Unsterblichkeitsbeweis, insofern er aus der Oberherrschaft Gottes über denkende Geschöpfe hergeleitet wird, etwa erinnern liesse, gehört nicht

*) Was ich gegen gewisse Argumentationen für die Seelenunsterblichkeit gesagt habe, trift auch die Mendelssohnischen, im Phädon vorgetragenen, Beweise, durch welche man weder die Immaterialität, noch die Unsterblichkeit der Seele, in der von Wolf und Bülfinger genau bestimmten vollen Bedeutung des Wortes, überzeugend darthun kann. —

hieher. Ich wollte bloß zeigen, daß man bei der Voraussezung einer künftigen Vervollkommnung unserer Seele eben keinen Grund hat, die künftige Vernichtung der Thierseelen, oder doch ihre Fortdauer ohne alles Bewußtseyn, zu vermuthen.

E.

Wenn man einmal übernatürliche Wirkungen als möglich, wahrscheinlich, zweckmäßig und historisch erweislich, zuläßt, so wird man — wenigstens unkonsequent und mit sich selbst einstimmig zu seyn — sie auch in manchen andern Fällen einzuräumen, oder wenigstens nicht gerade zu verwerfen, sich genöthigt fühlen. — „Ich habe, mit Paläphat, dem Erklärer der unglaublichen Dinge, zu reden, „den uralten

„Schriftstellern Meliſſus und La„miſſus von Samos immer Beifall „gegeben, wenn ſie ſagen: ehemals iſt „etwas wirklich geweſen, alſo kann es „jezt noch ſeyn.“ — — Wenn unſere Brüder, die Katholiken, einmal glauben, daß die Einſegnung eines Prieſters, Salbung mit Oel, und andere Ceremonien ſolche Wirkungen veranlaſſen können, die mit den ſichtbaren Urſachen keinen Zuſammenhang haben, oder in den natürlichen Eigenſchaften des ſalbenden und konſekrirenden Subjekts, ſo wie des geſalbten und konſekrirten Objekts, nicht gegründet ſind; ſo wird es ihnen leicht werden, zu glauben, daß ähnliche Handlungen und Formeln eines Gaßners Teufel austreiben, oder die Künſte eines Schröpfers abgeſchiedene Seelen erſcheinen machen. Alle Wunder ſind im Weſentlichen ihres Begriffes einander

gleich. Wenn Bacchus — deſſen Identität mit Moſe Huet behauptet — mit ſeinem Thyrſus die harte Erde ſchlägt, und eine Fontaine hervorſpringen macht; ſo iſt offenbar zwiſchen dem Schlagen mit einem Epheuumwundenen Stabe, und dem Entſtehen einer Weinquelle kein natürlicher Zuſammenhang zu finden. Wollte man daher den Effekt, der, mit dem Stabe des Bacchus verbundenen, unſichtbaren Kraft Gottes zuſchreiben, ſo würde man 1.— den Fehler derjenigen Philoſophen begehen, welche rem obſcuram per aliam magis obſcuram zu erklären ſuchen; 2.— man würde im Grunde nur die okkulten Qualitäten unter einem andern, und ſcheinbar frömmern Namen — der aber die Sache nicht änderte — wider einführen. 3.— Auch der Meßprieſter, der

durch seine Formel die Oblaten verwandelt, und die Bäuerinn, die einige Kreuze auf ihr Butterfaß macht, um die Butter gegen das Behexen zu garantiren, berufen sich nicht minder auf diese mit der sichtbaren Handlung verbundene unsichtbare Kraft Gottes, von der wir ohnehin nicht a priori bestimmen können, wann und wie sie wirken werde? — Es ist überall einerlei Fall.

Schwerlich wird man mit Grunde die Bemühungen derjenigen billigen können, welche, so rühmlich und ernstlich sie es sich auch angelegen seyn lassen, die ältern christlichen Wunder zu vertheidigen, dennoch den Saz festzusezen suchen, daß „alle wahre Wunder mit „dem Tode der Apostel und der apostolischen Männer, um die Mitte „des zweiten Jahrhunderts aufgehört haben." — — Der Zweck war,

fügen ſie hinzu, erreicht; folglich wurde das Mittel überflüßig. Ein Kenner der Geſchichte und des Zuſtandes der Welt könnte vielleicht es läugnen, daß der ganze Zweck damals ſchon erreicht geweſen ſei. Hatten nicht noch in den folgenden Jahrhunderten chriſtliche Miſſionnaire das Evangelium unter heidniſchen Völkern zu predigen und zu gründen? Konnten dieſe von der Wahrheit der ältern chriſtlichen Wunder, die ſie nicht geſehen hatten und auch wohl auf die bloße Verſicherung fremder, ihnen unbekannter, Ankömmlinge hin, zu glauben nicht verbunden waren, geſchwinder und ſicherer überzeugt werden, als durch den Anblick ähnlicher Wunder? — — Waren die Wunder zur Ueberzeugung der Menſchen in Paläſtina nothwendig, warum nicht auch zur Bekehrung der Menſchen in Mexiko und Japan? — —

Zudem beruhet die Fortdauer der Wunderkräfte auf dem Zeugniß mehrerer alten Kirchenväter, wovon ich nur zwei citiren will. Sankt-Auguſtin ſagt: nam etiam nunc fiunt miracula in Salvatoris noſtri nomine, ſive per ſacramenta ejus, ſive per orationes vel memorias Sanctorum ejus. — —

Dieſer gelehrte Vater führt zwei und zwanzig Wunder aus ſeiner Zeit an, worunter eins iſt, von welchem, wie er ſagt, die ganze Stadt Hippon Zeuge war. *)

*) Einige Zweifler wenden, um dieſen Beweis zu entkräften, ein: das Zeugniß der ganzen Stadt Hippon exiſtire nirgends, und beruhe bloß auf dem Vorgeben Sankt-Auguſtins, welcher allein bezeugt, eine ganze Stadt habe bezeugt. Zudem, ſagen ſie, kann das Zeugniß einer ganzen Stadt wohl eine Kabbalerei unter zwei Bürgern, den plötzlichen Einſturz einer Mauer oder eines Hauſes, und andere na-

Origenes, der im dritten Jahrhunderte lebte, sagt in seinen Büchern gegen den Celsus: „Die Kraft, wunderbare Dinge zu verrichten, sei „von denen noch nicht gewichen, die „nach der Vorschrift Christi wandeln.“ Ferner: „unter den Christen haben die „Wunder noch nicht aufgehört. Ja, „es geschehen [jezt, zu Origenes Zeiten] „bisweilen noch größere Wunder „unter ihnen, als ehemals geschehen „sind. Und sind wir so viel werth, daß „man uns trauen kann, so können wir „sagen, daß wir sie selbst gesehen „haben.“ — —

Ein Wunder nun, welches man, wie Origenes, selbst gesehen hat, ist für den, der es gesehen hat, und bei der

---

türliche und gewöhnliche Vorfälle aber nicht eben so sicher und ohne Replik, ein Wunder beweisen. — —

strengsten Prüfung keinen Anlaß zum Verdacht eines Betruges oder einer Sinnentäuschung findet, freilich ein augenscheinlicher Beweis. Allein diese Evidenz fällt für denjenigen weg, der weder das Wunder quaest. selbst, noch andere ihm ähnliche Dinge jemals gesehen hat. Die Wahrscheinlichkeit der Existenz des Mirakels, die aus den Berichten der Geschichtschreiber entspringt, kommt bei weitem der Gewißheit nicht gleich, die sich auf das Zeugniß unserer eigenen Sinne gründet. — —

F.

Die antiken Monumente, die wir noch haben, stellen den Sylvan oft als einen Satyr, bisweilen aber zur Hälfte mit einem Ziegenleibe, vor. — Bisweilen ward er in ganz menschlicher Gestalt

abgebildet, mehrentheils mit einem Cypressenzweige, wegen ſeiner Liebe zu dem jungen Cyparissus, der in den Zeiten der Mirakel und der Metamorphoſen in dieſen, den Gräbern geweiheten Baum verwandelt wurde. Seine Attribute ſind ein Tannzapfen — weswegen er auch bisweilen Sylvanus pinifer heißt, eine Sichel, die er in der Hand hält, ein Kranz, und bisweilen hat er einen Hund bei ſich. — Bald zeigt er ſich in den Abbildungen nackend, bald in bäuriſcher Kleidung, die bis auf die Knie reicht. Er war, wie einige wollen, ein Sohn des Faunus. Andere aber behaupten die perſönliche Identität des Faunus mit dem Sylvan. In Montfaucons Antiquité expliquée findet man ein paar Abbildungen von ihm. Schon der Name zeigt an, daß er ein Waldweſen war. Es iſt ſehr begreif-

lich, wie die Menschen uralter Zeiten auf die Vorstellung verfallen konnten, daß dichte schattige Wälder, deren grüne Nacht uns in der zweideutigen Mischung von Licht und Schatten mehr erathen und ahnden, als — deutlich, und mit genauer Unterscheidung der Objekte — sehen läßt, von gewissen beseelten, menschenähnlichen Wesen bewohnt würden. Schatten, denen das abwechselnde Licht und der Hauch des gaukelnden Zephyrs allerlei, oft sonderbare Gestalten giebt, die in der Ferne sich zu bewegen scheinen, ein Ton, der fernher aus dem Dikicht des Haines gehört wird und vielleicht mit einer Menschenstimme einige Aehnlichkeit hat, u. d. m. selbst die Schauer, welche uns bei'm Eintritt in alte wolkenhohe Haine anwandeln, die feierliche Stille und das geheimniß-

volle Schweigen weit umher, welches nur selten durch ein Geräusch unterbrochen wird — alle diese Erscheinungen sind sehr geschickt, die Einbildungskraft zu erschüttern, und ihr Spiel zu begünstigen. Zur Zeit, als die Könige noch in Rom regierten, hörte man einst aus einem Walde hervor eine schreckliche Stimme, die für die Stimme Sylvans gehalten wurde. — Seneka sagt im 41. Briefe: Si tibi occurrit vetustis arboribus, et solitam altitudinem egressis, frequens lucus, et conspectum coeli densitate ramorum aliorum alios protegentium submovens, illa proceritas sylvae, et secretum loci [die Heimlichkeit, das Verborgene, Schauererregende des Ortes] et admiratio umbrae, in aperto tam densae atque continuae, fidem tibi numinis faeit. Et si quis speeus saxis penitus

exesis montem suspenderit, non manu factus, sed naturalibus caussis [die aber dem Bewunderer nicht bekannt seyn dürfen] in tantam laxitatem excavatus, animum tuum quadam religionis suspicione percutiet. — —

Bei rohen unwissenden Menschen, denen die Ursachen der Phänomene beinahe noch ganz unbekannt waren, wirkten jene Eindrücke wilder und majestätischer Natur noch weit stärker auf ihre Einbildungskraft, als heutiges Tages bei uns, die wir uns durch abstrakte Philosophie von mancher Furcht befreiet, und manches auf Illusion beruhende Vergnügen *) für uns zernichtet haben.

*) Und ist nicht das meiste Vergnügen unter dem Monde auf Täuschung gegründet? Täuschung, oder nicht! wesetn sie nur den Charakter des Angenehmen hat, ist sie immer Wohlthat der Natur, und wir wollen sie willkommen heissen.

G.

Wunder sind: Begebenheiten, die sich in der Sinnenwelt zutragen, und von einer ausersinnlichen intelligenten Ursache, um einer gewissen Absicht willen, gewirkt werden.

Begebenheiten. — Denn das Seyn, oder [mit andern zu reden] die Substanz, das allen Beschaffenheiten und Erscheinungen zum Grunde liegende Reale, kann nicht als Wunder angesehen werden. Es ist absolut nothwendig, wesentliche Bedingung jeder Form oder Art zu seyn. Ohne dasselbe wäre nichts wirklich, nichts möglich. Es gäbe keine Natur. Was sich aber von der Natur nicht trennen läßt, was wesentlich zu ihr gehört, ist kein Wunder.

Im Bleibenden, Fortdaurenden, Unveränderlichen finden wir also das Wunder nicht, da wir gezwungen sind, es bei allem Wechsel der Erscheinungen zu denken. Man muß also sehen, ob sich der Begriff des Wunders auf etwas in der Reihe des Successiven anwenden läßt? — —

In der Sinnenwelt. — Denn was außer ihr etwa geschähe, *) würde von uns nie wahrgenommen, noch erkannt werden können. Wir würden davon reden, wie der Blindgebornе von den Farben. —

Von einer außersinnlichen Ursache gewirkt. — Denn, was

*) Im Unendlichen geschehen, heißt in der Sprache der Mathematiker so viel, als niemals und nirgends geschehen. Im Unendlichen schneiden sich zwei Parallel-Linien, und die Hyperbel kommt mit der Asymptote zusammen. — —

Menſchen, Thiere, Pflanzen, Elemente u. d. wirken, iſt, wie man geſtehet, kein Wunder, geſezt auch, daß es eine bisher noch nie geſehene, ungewöhnliche Kombination der Theile, u. d. wäre. Es iſt kein Wunder, wenn ein in die Luft erhobener Stein nicht herunterfällt, ſo lange ein Menſch ihn mit der Hand unterſtüzt und die Laſt nicht die Kraft dieſes Menſchen überwiegt. Aber ein in der obern Luft frei ſchwebender Stein, der von keinem ſichtbaren Weſen gehalten oder unterſtüzt wird, und doch nicht herunterfällt, würde uns ein Wunder zu ſeyn ſcheinen; und da wir nicht glauben können, daß etwas ohne Urſache geſchiehet, und wir auch den Grund vom Schweben des Steines in der Luft, nicht in der Natur des Steines, und nicht in der Natur der ihn umgebenden ſpezifiſch leichtern Luft antreffen können, ſo wür-

den wir voraussezen, daß ein unsichtbares Wesen das Herabfallen des Steines verhindert. Im Grunde könnten wir nur auf ein unbekanntes Etwas schließen, welches die natürliche Wirkung der Schwere, oder der Tendenz des Steines, gegen den Mittelpunkt der Erdkugel zu fallen, suspendire. In einer so einzelnen, keinen Zweck verrathenden, Handlung, würden wir keine Spur eines Verstandes entdecken, und also aus ihr nicht auf eine intelligente Ursache des isolirten Phänomens schließen können. —

Mit Absicht gewirkt. — Ich seze hier gar nicht voraus, daß diese Absicht gerade und nothwendig die Bestätigung einer Religionslehre, oder der Beweis der göttlichen Sendung irgend eines Menschen seyn müsse, obgleich einige angesehene Theologen sich keinen an-

dern Zweck der Wunder denken können. — Man kann das Wunder auf die Rechnung der unmittelbar wirkenden Allmacht selbst schreiben — denn, wer kennt den ganzen Plan, die unerforschlichen Absichten des Allmächtigen? — oder, man mag es für eine Wirkung der Mittelgeister, deren Existenz freilich erst erwiesen werden müßte, erklären, so kann man nie a priori behaupten, es könne nur diese oder jene Absicht, und keine andere, bei dem Wunder Statt gefunden haben. Woher käme uns diese exakte Kenntniß von den Entschlüssen, Absichten, und — wofern von endlichen intelligenten Wesen die Rede ist — Launen der Ueberirdischen? — —

Wir würden sie nur aus einigen wenigen, isolirten Aeußerungen kennen, nach welchen sich aber ihr ganzer

Charakter — wenn man so reden darf — und ihr ganzes Verhalten in andern, vielleicht sehr unähnlichen, Fällen, durchaus nicht bestimmen ließ. — —

Uebrigens scheint es, daß wir bei der Voraussezung der Mittelgeister — gute, oder böse gilt hier gleich, — und der Möglichkeit, daß sie in unserer Erd- und Menschenwelt fühlbare und ohne sie nicht zu erklärende Veränderungen *) hervorbringen können, alle sichere Merkmale für die sogenannten göttlichen Wunder einbüßen, und mithin auch Wunder ihre Kraft verlieren, irgend eine Lehre, als göttlich geoffenbart, zu bestätigen. — Die Zaubereien, welche die Kunst der Magier

*) Aber ist das eine gute Erklärung, welche — etwas noch Unerklärbareres voraussezt? — —

und Theurgen, durch den Beiſtand guter oder böſer Dämonen wirkt, könnten wir von den Wundern des Gottes, den die Religion uns verkündigt, nie unterſcheiden. Das Kräftemaaß, welches zu dieſen gehört, kennen wir ſo wenig, als das, welches zu jenen erfodert wird. — — Wir wiſſen nur, daß beides Wirkungen ſind, zu welchen unſere Kräfte kein Verhältniß haben. Die Heilſamkeit der Lehre, die Vortreflichkeit der Moral, dürfte man ſchwerlich in dieſem Falle als ein ſicheres Unterſcheidungskennzeichen göttlicher Wunder annehmen können. Warum ſollte ein Kakodämon unter gewiſſen Umſtänden nicht eben ſowohl eine gute Moral lehren laſſen, oder ſeine Macht zur ſcheinbaren Beſtätigung *)

*) Wiewohl es nicht leicht iſt, zu begreifen, wie irgend eine wirklich brauchbare mora-

derſelben darleihen können, als, der gemeinen Erfahrung zufolge, in Schriften und wohl gar auf der Kanzel, ein Lügner die Pflicht, die Wahrheit zu reden, ein Hurer oder Ehebrecher die Tugend der Keuſchheit, ein dem Trunke ergebener Pater die Pflicht der Mäßigkeit, ein Geizhals die Verbindlichkeit den Armen Gutes zu thun, ſehr nachdrücklich einſchärfen kann? Weiß der Kakodämon etwa nicht, daß die Menſchen in dem gewöhnlichen Laufe ihres Lebens ordentlicher Weiſe weit mehr nach den Eingebungen ihrer Leidenſchaften und ihres beſondern Intereſſe, als nach den ſtrengen und oft ihren Neigungen widerſprechenden Vorſchriften der Moral zu handeln pflegen? —

---

tiſche Vorſchrift, einer Beſtätigung durch ein Wunder bedurfte? — — .

Uebrigens scheinen diejenigen freilich nicht ganz unrecht zu haben, welche dafür halten, daß der menschliche Verstand, durch die Erfahrung [von den guten und schlimmen Folgen unserer Handlungen] und das Interesse erleuchtet, die Moral eben so wohl ohne Dämon erfinden konnte, als er der Offenbarungen und Eingebungen eines solchen nicht bedurfte, um die Algeber zu Stande zu bringen. — Durch dieses Geständniß wird der Heiligkeit und Würde unsrer Religion um so weniger etwas entzogen, da der Zweck dieser Tochter des Himmels keinesweges — wie es einigen Neuerern gefällt — bloß Moral ist.

Ich bin über die Materie, welche ich in gegenwärtigem Abschnitt des Anhanges zum zweiten Theile der Gespräche über die Feld- und Waldgötter

der Alten berührt habe, darum etwas weitläuftig gewesen, weil einige — ich entscheide hier nicht, mit wie vielem, oder wie wenigem Grunde? — zu behaupten geneigt sind, daß die verschiedenen Zweige des Wunderbaren — von den geheiligten Mirakeln der Religion an, bis zu der Feerei und Magie herab, und von der Blauen Bibliothek an, bis zu den göttlichen Urkunden des alten und neuen Bundes hinauf, *) nicht bloß im generischen Begriffe überein kämen, sondern auch noch durch etwas zweideutige und unsichere specifische Charaktere unterschieden würden. — —

---

*) Welche von ganz anderer Art sind. —

H.

Das erſte merkwürdige Feſt des Decembermonds waren die Faunalien, die an den Nonis, oder am fünften Tage, gefeiert wurden. Sie waren — fröhliche Landfeſte, welche die Landleute auf den Wieſen hielten, und wobei ſie dem Faunus, den man mit dem griechiſchen Pan identificirt hatte, einen Rehbock opferten. Die alte Sage war: in dieſem Monat verlaſſe dieſer Gott Italien, um wieder nach Arkadien zurückzugehen. Der Beweggrund des Opfers war, ihn abzuhalten, daß er bei ſeinem Durchzuge den Heerden nicht ſchaden möchte. Man ſehe unter andern die achtzehnte Ode im dritten Buche des Horaz. „Faunus, du Liebhaber „der ſchüchtern fliehenden Nymphen! „gehe gnädig durch meine Grenzen,

„und füge dem jungen Vieh keinen
„Schaden zu! Denn opfere ich dir nicht
„jährlich einen jungen Ziegenbock? Fehlt
„es dem der Göttinn von Cythere ge-
„weih'ten Becher je an Wein? — und
„dampft jene antike, dir errichtete Ara
„nicht von angezündetem Weihrauch? —
„Die Heerden scherzen auf dem grasrei-
„chen Felde, *) wenn der fünfte Decem-
„ber, dir heilig, zurückkehrt. Das Dörf-
„chen, von der Arbeit feiernd, begehet
„auf der Wiese dein Fest. Jezt irrt der
„Wolf unter den sichern Lämmern. Dir
„läßt der Wald seine Blätter fallen.
„Der Landmann tanzt fröhlich auf dem
„Boden, den er mühsam baute." —

---

*) Dieses Fest hätte man bei uns nicht auf dem grasreichen Felde feiern können. In einigen Gegenden Italiens macht es die Natur möglich. —

Man ſiehet, daß man ſich vor dem Zorne, oder wenigſtens dem Muthwillen, des arkadiſchen Gottes fürchtete, ob ihn gleich der Venuſiniſche Sänger in der ſiebzehnten Ode ſeines zweiten Buches Mercurialium cuſtos virorum nennt, und Virgil verſichert: Pan curat oves, oviumque magiſtros. Ovid, im zweiten Buche Faſtorum ſagt: Pan erat armenti cuſtos. — — Der Ausdruck: Terror panicus, [Paniſches Schrecken] zeigt genugſam an, daß man deſſen ungeachtet dem Pan oder Faunus bisweilen einen Schabernack zutrauete. Der gelehrte Boulanger in der Antiquité dévoilée, hält dafür, man könne mit dem Namen des Paniſchen Schrekkens alle Furcht vor dem Untergange der Welt, und der Herabfahrt des großen Richters bezeichnen, den man am Ende der Zeiten erwarte-

te. — — In so fern ist seine Idee wenigstens wahrscheinlich, daß das Fest des Faunus, bei seinem Ursprunge, so wie die meisten Feste, kein fröhliches, sondern ein trauriges Fest gewesen ist, welches das Gefühl unseres Elends und unserer Unsicherheit zum Grunde, und die Abwendung eines Uebels zum Endzweck hatte. Es verlohr in der Folge seinen ursprünglichen Charakter, welcher Ernst und Traurigkeit war. Die zurückgekehrte Stille der Natur nach langen verheerenden Revolutionen, und die weniger erschwerte Befriedigung unserer Bedürfnisse, das angenehme Gefühl größerer Sicherheit, erlaubte den Menschen späterer Zeiten, bisweilen fröhlich zu seyn, und die Freude — welche sonst nicht die herrschende Leidenschaft der Religion *) ist — selbst

*) Oder diejenige Leidenschaft, die durch den

in die Feier gottesdienſtlicher Feſte überzutragen. — —

I.

Ein Werkchen des Ehrwürdigen Pater Bolduei, aus dem Orden der langbärtigen Jünger des heil. Franz von Aſſiſi, giebt uns über den Urſprung des Faunus einen ſo evidenten Aufſchluß, daß ich, wenn ich das Glück gehabt hätte, früher mit den antiquariſch-hiſtoriſchen Entdeckungen dieſes gelehrten Kapuziners bekannt zu werden, einen großen Theil meines Buches über Faunen und Satyrn gar nicht ge-

---

Geiſt der Religion vorzüglich genährt und begünſtigt würde. — Dieſer Geiſt ſcheint mehr dem Mißfallen an uns ſelbſt, der Traurigkeit und Reue, als der Fröhlichkeit und muntern Laune verwandt zu ſeyn. — —

ſchrieben, ſondern mich lediglich auf die — mehr als Huet-Fourmontiſchen — Demonſtrationen des ſinnreichen Mannes ohne Hoſen bezogen haben würde. Japhet, Noahs dritter Sohn, zog ſich unter dem Namen Saturnus nach Latium zurück, und übergab ſeinen Sohn Pikus den Kureten zur Erziehung, welche dem Zeugniß des Vaters Boldnei zufolge, eine Art von Mönchen [!!] waren. — Pikus zeugte den Faunus, und ging nach dieſer Handlung — in ein — Kloſter, wo er bei ſeiner Einkleidung den Namen Jupiter erhielt, welcher von Yahoh oder Jehovah abſtammt. Pater Jupiter brachte den Reſt ſeiner Tage auf der Inſel Kreta zu. Die blinden Heiden ſagten ihm viele Sottiſen nach. Aber ſeine Reliquien wurden in großen Ehren gehalten. — Faunus —

der uns hier besonders interessirt — ging bald als Eremit in die Wildniß, und stiftete einen Orden, nachdem er den Namen Merkurius angenommen hatte. Er und seine Ordensbrüder bewohnten im Walde hohle Bäume, frassen Kräuter und Wurzeln, und bedeckten sich — weil die Philosophie der Gymnosophisten die ihrige nicht war — mit Ziegenfellen. Die Nachwelt verwandelte aus Ignoranz den ehrwürdigen Abt Merkur und seine geistlichen Brüder in eine Art von Bockmenschen, und ihren hebräischen Namen Sairim, in Satyrn. —

In der That hätte Pater Boldnei seine Deduction von dem Ursprunge der Faunen und Satyrn noch durch die Bemerkung der Aehnlichkeit verstärken können, welche sich zwischen den Faunen und Satyrn der Alten, und un-

ſern Mönchen — ſonderlich, wenn man der ſkandalöſen Kronik glauben will — den Kapuzinern und Karmelitern, in Anſehung gewiſſer Theile ihrer animaliſchen Oekonomie findet.

Panes, et in Venerem Satyrorum prona juventus,

ſingt Ovid, Lib. I. Faſtor. von den ehrwürdigen Brüdern des Abts Faunus, der hernach Merkur hieß; und man darf nur die Hiſtoire de Gouberdom, die Théréſe Philoſophe, und einige geheime Nachrichten, u. ſ. w. geleſen haben, um ſich die Analogie der heiligen Cölibatairen unſrer Zeit mit den Panen und Satyrn des blinden Heidenthums zur Evidenz zu erheben. -- —

Wenigſtens werden wir nicht ſehr irren, wenn wir, ſtatt den Faunus für einen nicht galanten Abbé,

und die Satyrn für morgenländiſche Mönche zu halten, wie Vater Bolduci will — vielmehr unſere Mönche für die Stellvertreter der Satyrn, und die Erben ihres illüſterſten Talents anſehen.

K.

Ein gewiſſer neuerer Sophiſt ſagt: „Wollte man daraus, daß Wunder un„gewöhnlich ſind, daß jezt keine „mehr geſchehen, auf die Nichtexiſtenz „der antiken Mirakel ſchließen, ſo müß„te man auch die Exiſtenz des alten „Sparta und Roms und ihrer Heroen „läugnen, weil uns heut zu Tage „in demjenigen beſchränkten Kreiſe der „gemeinen Erfahrung, den wir jezt den „Lauf der Natur nennen, dergleichen „Erſcheinungen nicht mehr aufſtoßen.“ —

Dieſes Raiſonnement, ich geſtehe es, hat mir nie ſo bündig geſchienen, als es, wo ich nicht irre, einigen gelehrten Leuten geſchienen hat. — Die Exiſtenz von Sparta, Rom und ihre Heroen waren höchſtens nur Quaſiwunder, Wunder in der moraliſchen Gattung; und wir ſind nicht berechtigt, die Kleinheit unſerer Seelen zum Maaßſtabe für mögliche Seelengröße überhaupt anzunehmen. Was vermögen nicht Erziehung, Beiſpiel, durch ganz natürliche Mittel erregter Enthuſiasmus, Vaterlands- und Freiheitsliebe, Stolz und Ambition über den Menſchen? Der Lappländer, der Eskimo, ſiehet unter ſeinem gefrornen Himmel nur Pygmäen. Aber würde er berechtigt ſeyn, daraus zu ſchließen, daß fünftehalb Fuß die größte Höhe ſind, die unter allen Klimaten der Menſch erreicht? — —

So ungefähr debütirte Johann Jakob Rouſſeau von Genf, gegen den Herrn von Beaumont, Erzbiſchof von Paris. Aber laßt uns geſtehen, daß man ſich in einer etwas unbequemen und mißlichen Lage befindet, wenn man einem Erzbiſchof gegenüber — disputirt.

L.

Aelian, in den mancherlei Erzählungen, ſagt von den Feld- und Waldgöttern: „Die Satyrn machten die luſtige Geſellſchaft des Bacchus*) aus. Den Namen Tityren führen ſie der rauhen und unregelmäßigen Geſänge wegen, die ſie lieben. — Satyrn

*) Welcher, einer uralten Idee und Sage zufolge, in Indien, dem Vaterlande großer menſchenähnlichen Affen, geweſen iſt. —

heißen sie vom Mundverzerren, Silenen, von unanständiger Gaukelei und Verspottung. Die Kleider, welche die Silene trugen, waren auf beiden Seiten haarig. Diese Tracht hatte eine Beziehung auf die dem Bacchus heiligen Gewächse, die dichtbelaubten Weinberge, und ihre durcheinander geschlungenen Reben." — — So weit Aelian.

Ich habe schon irgendwo gesagt, daß es, obgleich die ältern Satyrn bisweilen überhaupt Silene genannt werden, dennoch ursprünglich nur Einen Silen gegeben zu haben scheint, der des Bacchus Begleiter und Pflegevater war. Man hat noch einige antike Gemmen, worauf die Gestalt der Silenen von der Abbildung der Satyrn sehr abweicht. Silen wurde als ein alter Mann, auf einem Esel reitend, und fast allezeit trunken, vorgestellt. Man

ſchrieb ihm eine beſondere Weisheit und Vorherſehung des Zukünftigen zu. — —

Die älteſte Erwähnung der Silenen kommt in einer dem Homer zugeſchriebenen Hymne an die Venus vor. Der Poet Nonnus legt ihnen haarige rauhe Beine bei. Es ſind noch in den Bronzi d'Ercolano, beim Cavaceppi, im Werk der Zanetti von den Statüen der St. Markusbibliothek zu Venedig, u. a. m. Silenengeſtalten vorhanden, die über den ganzen Körper haarig ſind. —

Eine Beilage
zu den Gesprächen über Faunen, Satyrn und Silenen.

— — Fauni sacra bicornis eunt.
Dicite, Pierides! sacrorum quae sit origo?
Ovid. Fastor. Lib. 2.

Ich habe behauptet, die Idee von Pa-nen, Satyrn und andern Feld- und Waldgöttern der Alten sei nicht griechischen Ursprungs. Ich bin von der Meinung eines großen Kenners des Alterthums*) abgegangen, welcher sagt: „daß die großen (menschenähnlichen) „Affen, von denen man die Idee der

*) Des Hrn. Hofrath Heyne.

„Satyrn gemeiniglich ableitet, nicht „das geringſte zu derſelben beigetragen „haben." — — Die Affen, fügt er hinzu, waren in Griechenland nicht zu Hauſe. — —

Dieſes Argument würde entſcheidend ſeyn, wenn nur die Idee jener Waldweſen zuerſt in Grācien aufgekommen wäre. Allein hieran zweifle ich ſehr, und bin vielmehr geneigt, große menſchenähnliche Affen, und die heiligen Böcke zu Mendes für die Originale anzuſehen, wovon man die Idee der Satyrn abgezogen hat, welche hernach die Künſtler in ihren Abbildungen und Darſtellungen, nach Maaßgebung ihrer ſpielenden Einbildungskraft, verſchiedentlich modificirt haben. Ich leite den Urſprung der Idee von jenen Feld- und Waldgottheiten aus Indien und Aegyp-

ten her. Meine Gründe sind in ihrer Verbindung folgende:

1.— Daß Bacchus in Indien gewesen ist, und daß er, einer uralten Idee und Sage zufolge, mit einer Begleitung von Satyrn vorgestellt wird.

2.— Die alten Indier verehrten den Pan.

3.— Von den Ufern des Ganges her, erhielt, nach Büttners-wahrscheinlicher Hypothese, Aegypten seine ersten Bewohner. Mithin kamen auch Indische Begriffe und Gebräuche nach Aegypten. —

4.— Dieses wird unter andern Anzeigen auch noch durch die große Aehnlichkeit bestätigt, die man zwischen manchen Stücken des indischen und des ägyptischen Götzendienstes findet. Eine Uebereinstimmung, welche schwerlich ein Werk des bloßen Zufalls seyn kann. —

5. — Die Aegypter verehrten heilige Böcke und heilige Affen. — —

6. — Sowohl in der thebaiſchen Wüſte, als in Oſtindien und in den äthiopiſchen Wildniſſen und Höhlen gab und giebt es noch jezt große menſchenähnliche Affen, die dem Menſchen an körperlicher Stärke weit überlegen ſind.

7. — Dieſe Affen waren, wie auch Herr von Paw vermuthet, in uralten Zeiten zahlreicher, als ſie es jezt ſind. Sie konnten zerſtreuet lebenden Menſchen — ehe ſich dieſe in zahlreiche Geſellſchaften vereinigt und künſtliche Waffen erfunden hatten — ſehr furchtbar ſeyn, ſelbſt um ihrer Geilheit willen, welche ſie auf die Weiber von der menſchlichen Raçe ſo begierig macht.

8. — Die Furcht ſchuf die meiſten Gottheiten, war, mit der Unwiſſenheit

ten her. Meine Gründe sind in ihrer Verbindung folgende:

1.— Daß Bacchus in Indien gewesen ist, und daß er, einer uralten Idee und Sage zufolge, mit einer Begleitung von Satyrn vorgestellt wird.

2.— Die alten Indier verehrten den Pan.

3.— Von den Ufern des Ganges her, erhielt, nach Büttners-wahrscheinlicher Hypothese, Aegypten seine ersten Bewohner. Mithin kamen auch Indische Begriffe und Gebräuche nach Aegypten. —

4.— Dieses wird unter andern Anzeigen auch noch durch die große Aehnlichkeit bestätigt, die man zwischen manchen Stücken des indischen und des ägyptischen Götzendienstes findet. Eine Uebereinstimmung, welche schwerlich ein Werk des bloßen Zufalls seyn kann. —

5. — Die Aegypter verehrten heilige Böcke und heilige Affen. — —

6. — Sowohl in der thebaischen Wüste, als in Ostindien und in den äthiopischen Wildnissen und Höhlen gab und giebt es noch jezt große menschenähnliche Affen, die dem Menschen an körperlicher Stärke weit überlegen sind.

7. — Diese Affen waren, wie auch Herr von Paw vermuthet, in uralten Zeiten zahlreicher, als sie es jezt sind. Sie konnten zerstreuet lebenden Menschen — ehe sich diese in zahlreiche Gesellschaften vereinigt und künstliche Waffen erfunden hatten — sehr furchtbar seyn, selbst um ihrer Geilheit willen, welche sie auf die Weiber von der menschlichen Raçe so begierig macht.

8. — Die Furcht schuf die meisten Gottheiten, war, mit der Unwissenheit

verbunden, die Quelle der Superstitionen.

9.— Dazu kommt, daß noch jezt gewisse Negervölker dafür halten: bloß aus Eigensinn wolle der Pongo nicht reden. — — In den rohen unwissenden Zeitaltern wurden die Menschen — so wie oft noch jezt einige Wilden — bei Betrachtung der Naturwesen, von gewissen eingebildeten Aehnlichkeiten und Beziehungen gerührt, die auf uns keinen Eindruck machen. — Man schrieb einigen Thieren gewisse sonderbare Eigenschaften und übernatürliche Kräfte zu, z. B. ein prophetisches Talent, oder die Gabe, gewisse zukünftige Dinge vorherzusehen und anzuzeigen. — —

10.— Dieses kann sehr wohl auch bei dem Pongo geschehen seyn, der den uralten Wilden auch schon wegen

seiner Aehnlichkeit mit der menschlichen Gestalt besonders auffallen mußte.

11.— Die Pelasger, die zu den ältesten bekannten Einwohnern Griechenlandes gehören, erhielten den Anfang ihrer Kultur, und mithin viele ihrer Begriffe und Gebräuche, von ägyptischen Kolonisten, die sich in Grâcien niederliessen. Wer kennt nicht Cekrops und Danaus? —

12.— Vom Danaus insonderheit ist es bekannt, daß er viele ägyptische Religionsgebräuche nach Griechenland mitbrachte. Also — auch wohl die Idee des Pan, die Vorstellung der heiligen Böcke und der verehrten Affen. — —

13.— Affen gab es in Griechenland nicht. Die Künstler hatten die physischen Originale zu der Idee von

Satyrn alſo nicht vor Augen. Deſto mehr konnten ſie die Führung ihres Pinſels oder Meißels dem freien Spiele ihrer Einbildungskraft überlaſſen. Deſto eher konnten ſie aus einzelnen Pertinenzſtücken des Affen und des Bocks ihre Vorſtellung jener Waldgötter zuſammenſezen. So erreichten ſie auch ihren Zweck, das Wunderbare und Abentheuerliche, welches zum Weſen der Volksreligionen gehört, zu vermehren. — —

14.— Pelasgiſche — und Pelasgiſch-Helleniſche Kolonieen kamen zu verſchiedenen Zeiten aus Griechenland nach Italien, und führten den dortigen Wilden ihre — zum Theil aus Aegypten herſtammende — Begriffe und Sitten zu. — —

Jedermann kennt inſonderheit den Zug Evanders aus Arkadien nach La-

tium. Er war ein Sohn der Themis oder Carmenta, die mit einem prophetiſchen Geiſte begabt war. Auch gab dieſer Arkadier den alten Lateinern Götter, Tempel, die Leier, etwas ſanftere Sitten und einige Gewerbe. —

Pana Deum pecoris veteres coluiſſe feruntur,
Arcades. — — — *Ovid.* Faſtor. Lib. 2.

Tranſtulit Evander ſilveſtria numina ſecum. —

Inde Deum colimus, devectaque ſacra Pelasgis. —

Ovid.

Eben dieſer Dichter ſingt:

Exſul ab Arcadiis Latios Evander in agros
Venerat, impoſitos attuleratque Deos. — —

Damals kam alſo die Verehrung des Pans aus Arkadien nach Italien. —

Virgil bezeugt in der Aeneide, daß Faunus ein Sohn des Pikus, und der vierte König der Aboriginer gewesen sei. Er lebte zu der Zeit, als Pandion zu Athen regierte, etwa 120 Jahre vor dem Trojanischen Kriege. Dionys von Halikarnaß sezt ihn in die Zeit des Evanders und Herkules. Das thut auch Justin, der Epitomator des Trogus Pompejus. Lactantius giebt ihn für einen sehr religiösen Fürsten aus.

Faunus ließ sich während seiner Regierung den Feldbau sehr angelegen seyn. Nach seinem Tode versezte man ihn aus Erkenntlichkeit unter die Feldgötter. Es kann seyn, daß man ihn nach Ablauf einiger Zeit mit dem Pan selbst verwechselte, dessen Dienst Evander in Latium eingeführt hatte. Sylvan war, wie einige wollen, ein

Sohn des Faunus. Andere behaupteten die persönliche Identität des Faunus mit dem Sylvan.

Zu den Beweisen, daß die Idee der Satyrn von einer Art großer Affen abstrahirt worden ist, kann auch noch der Umstand hinzugefügt werden, daß die alten Erd- und Reisebeschreiber den Aufenthalt der Aegipanen und Satyrn gerade in diejenigen Gegenden versezen, wo noch jezt menschenähnliche und sehr starke Affen angetroffen werden. — —

Der Geograph Ptolemäus sagt, im Indischen Ozean, über den Ganges hinauf, lägen drei von Satyrn bewohnte Inseln. Vom Gebirge Atlas in Afrika sagt Plinius: Aegipanen und Satyrn schwärmten daselbst herum. Von einer gewissen nicht weit von Aegypten und der Insel Meroe gele-

genen Gegend Aethiopiens berichtet er uns, daß, der Sage nach, sich daselbst auf anmuthigen schattigen Hügeln, Satyrn und Aegipanen aufhielten. — Pomponius Mela erzählt in seinem dritten Buche de situ orbis: jenseits eines gewissen Vulkans an der Küste von Afrika, welchen der Punische Seefahrer Hanno gesehen habe, grünten Hügel, die eine lange Strecke bildeten, und von denen herab man unübersehbare Felder erblickte, die von Panen und Satyrn besucht würden. — — Diese Meinung, fügt Mela hinzu, gründe sich auf den Umstand, daß diese Gegend ungebauet, ohne Häuser, ohne menschliche Fußtapfen, oder Spuren, und bei Tage alles still und öde sei, des Nachts aber sehe man viele Feuer leuchten, und höre den Schall der Cymbeln, Pauken und Pfeifen. — — So

bemerkte auch — wie ich in den Gesprächen über Faunen und Satyrn schon angeführt habe — Hanno auf seiner Flotte, daß am Tage auf dem Kontinent weit umher tiefes Schweigen herrschte. Des Nachts hörte man Musik, und sah überall Feuer. Unsere neuern Reisebeschreibungen bekräftigen eben dieses. Die Afrikaner dieser Küste flüchten bei Tage in den Schatten dichter Wälder, um den brennenden Strahlen der Sonne zu entgehen. Des Nachts aber wachen sie, zünden viele Feuer an, um die Löwen, Panther, Hyänen, u. d. abzuhalten, und erlustigen sich mit Tanz und Musik. — —

Was aber die ältern, schon mit der Idee von Satyrn eingenommenen, Seefahrer auf den Gedanken leiten konnte, daß diese Küsten von jenen Halbgöttern

bewohnt wären, war der Umstand, daß sie sich nur eine kurze Zeit in diesen wenig besuchten Gegenden aufhielten, daß sie am Tage keine Menschen daselbst zu sehen bekamen, und des Nachts in einiger Entfernung vom Ufer auf ihren Schiffen blieben, weshalb sie nur die im Lande angezündeten Feuer, nicht aber die Einwohner selbst ansichtig werden konnten. — — Vielleicht aber sahen sie am Tage bisweilen in der Ferne große starkbehaarte Affen, die mit der menschlichen Gestalt einige Aehnlichkeit hatten. — —

Der Trieb der Affen, menschliche Handlungen nachzuahmen, ist bekannt. Minerva *) warf einst eine

*) Ovid erzählt es Lib. VI. Fastor. v. 703 u. f. Das Studium der Libri Fastorum will ich

Flöte weg, weil ihr jungfräuliches Geſicht durch das Blaſen derſelben entſtellt wurde. Ein Satyr — Marſyas — fand ſie, nahm ſie auf, wunderte ſich darüber, kannte aber ihren Gebrauch nicht. Durch Blaſen brachte er zu ſeinem Erſtaunen Töne heraus.

Dieſes Abentheuer iſt das Sujet mancher antiken Kunſtwerke geworden. So bildete der Künſtler Myron aus Bronze dieſen Satyr, der die Flöte vor das Ohr hielt, voll Verwunderung über den Laut, den ſie von ſich gab.

Durch alles, was ich bisher über den wahrſcheinlichen Urſprung der Fau-

---

jedem Freund des Alterthums empfehlen. — —

nen, Satyrn, Silenen, Panen und Aegipanen gesagt habe, begehre ich jedoch keineswegs den Antheil gänzlich zu läugnen, den die Absicht der alten Orgien und Dionysischen Feierlichkeiten — den Uebergang der Menschen aus dem thierischen und Waldleben zu einer gesitteten und menschlichern Lebensart fast pantomimisch vorzustellen und das Andenken uralter Zeiten und Begebenheiten zu erneuern — an der Ausbildung und nähern Bestimmung der Ideen von Satyrn und Silenen gehabt zu haben scheint. Es war eine Zeit, da die Menschen, den Affen ähnlich, Höhlen bewohnten, in Wäldern umherirrten, und mit zottigen Thierfellen nachlässig bedeckt waren. Allein den ersten Anlaß zu der Vorstellung jener Feld-

und Waldgötter ſcheinen dieſe Wilden doch nicht gegeben zu haben. In den alten Kunſtwerken, welche Satyrn und Silenen abbilden, iſt — einige junge Faune von außerordentlicher Schönheit abgerechnet mehr die Affengeſtalt, als die menſchliche *) ausgedrückt. Auch haben ſie einen Schwanz und ſpize Ohren. Die Panen haben noch dabei Ziegenfüße — Plinius erwähnt, wo er von den Affen handelt, der Satyrn ausdrücklich, als einer beſondern Species derſelben. — —

---

*) Pomponius Mela ſagt in der Beſchreibung von Afrika: Satyris, praeter effigiem, nihil humani. Aegipanum, quae celebratur, ea forma est. Er ſcheint alſo eine Art großer Affen in Afrika für die Originale zu der Idee von Satyrn zu halten. —

Eine nähere Entwicklung und Ausführung der Gründe, wodurch die von mir vorgetragene *) Idee vom Ursprunge der antiken Feld- und Waldgötter unterstüzt werden kann, bleibt der Fortsezung oder dem etwanigen dritten Theile der Dialogen

*) Die Idee, daß große Affen die Urbilder zu der Vorstellung von Satyrn gewesen sind, ist bekanntlich nicht neu. Aber sie ist meines Wissens noch nie mit allen den Gründen unterstüzt worden, deren sie fähig ist, und man hat sie noch kürzlich bestritten. Mir hat sie, ich gestehe es, unter allen Hypothesen über die Origines Fauni et Satyrorum die größte Wahrscheinlichkeit, und ich bilde mir ein, daß wenigstens nicht alles, was ich über meine Waldgötter gesagt habe, von andern — zumal in der Beziehung, worin ich es anwende — bereits gesagt worden ist. —

über Faunen und Satyrn, u. s. w. vorbehalten, welchem — mit der Zeit — ähnliche Abhandlungen über Nymphen, Oreaden, Dryaden, u. d. folgen könnten.

Ueber das Nymphäum bei Apollonia in Albanien, und den daſelbſt gefundenen ſchlafenden Satyr.

Apollonia liegt nach dem Berichte des Strabo, zehn Stadien vom Fluſſe Aous, und ſechzig Stadien vom Joniſchen Meere. Korinther und Korzyräer hatten dieſe alte und ehemals berühmte Stadt gemeinſchaftlich erbauet. Die Güte ihrer Geſetze vermehrte ihren Ruhm. In der Gegend der Stadt war ein heiliger Plaz, Nymphäum genannt. Hier ſah man einen feuerſpeienden Felſen, unter welchem heilſame warme Quellen und Aſphaltgruben wa-

ren. Diesem Asphalt oder Erdpeche schreibt Strabo *) das Brennen des Felsen zu. Nicht weit davon waren Metallgruben, die man als Beweis des Wachsens der Erze und Minern anführen könnte, wenn es wahr ist, daß sie sich, wie die Alten berichten, immer wieder mit Metall füllten, wenn man das in ihnen befindliche herausgeholt hatte Die brennenden Asphaltquellen sind, wie Plutarch bezeugt, mit grünen Thälern und Wiesen umgeben. Den brennenden Hügel nennt Aelian das ewige Feuer, und sagt von ihm, er sei weder sehr hoch, noch groß, verbreite

*) Die Quellen meiner Nachricht sind Strabo, Dio Cassius, Plutarch im Leben des Sylla, Aelian hist. an. welcher Letztere aus dem Buche „von wunderbaren Dingen" welches dem Aristoteles zugeschrieben wird, seine Kenntniß des Nymphäum geschöpft zu haben scheint. —

aber einen Geruch von Pech und Schwefel, und zeuge um sich her grüne Bäume und Gewächse, deren jungen Zweigen und Sprossen das hervorbrechende Feuer nicht schade.

Sylla zog durch Thessalien und Macedonien gegen das Meer zu, um von Dyrrhachium nach Brundusium überzugehen. Auf dem Nymphäum fand er einen schlafenden Satyr, der nach Plutarchs Bericht eben so aussah, wie die Bildhauer und Maler die Waldgötter vorstellen. Sylla ließ ihn in mehrern Sprachen befragen, wer er wäre? Da aber keine vernehmliche Worte, sondern mit Mühe nur ein unartikulirter Ton — der dem Wiehern eines Pferdes und dem Mäckern eines Bockes glich — aus ihm herausgebracht werden konnte, so entsezte sich Sylla, und ließ das Ungeheuer wieder wegschaffen. — —

Man kann — die hiſtoriſche Wahrheit des Fakti vorausgeſezt — mit Sicherheit annehmen, daß dieſer Satyr entweder ein durch einen unbekannten Zufall in dieſe Gegend gekommener großer Affe, oder einer von jenen einſam lebenden wilden Menſchen geweſen iſt, die, als Kinder, in unwegſamen Wäldern ſich verirrten, und ohne menſchliche Geſellſchaft unter dem Wilde aufgewachſen ſind. Man hat bisweilen, wiewohl ſelten, ſolche in den Einöden thieriſch gewordene einzelne Menſchen gefunden. Von dem Mangel der Sprache, und vom Hervorbringen thieriſcher unartikulirter Töne, konnte man bei'm Satyr des Sylla auf den Mangel der Vernunft, und von dieſem auf die Nichtgottheit und bloße Animalität des vermeintlichen Waldgottes ſchließen. — — Einige tau-

send Jahre früher — wäre die Gottheit oder Halbgottheit des Ungeheuers leichter zu constatiren, oder schwerer zu widerlegen gewesen.

Der Satyr, welchen Cäsar und sein Heer über den Rubikon gehen sah, war sicher nichts, als ein auf Befehl Cäsars in einen Satyr verkleideter Soldat, der um eines politischen Zweckes willen diese Rolle spielen mußte.

ÜBER

DEN PAN,

UND

SEIN VERHÄLTNIS

ZUM

SYLVANUS.

Eine antiquarisch-philosophische Abhandlung.

Biel 1794.

[Gießen: Krieger]

Vorrede.

Die Abſicht des Verfaſſers iſt, die Lehre von den Feld- und Waldgöttern der Alten nach und nach aufzuklären, und auf's Reine zu bringen. Von jeher hat er ſich gern mit dieſen frühlichen, jozialiſchen Weſen beſchäftigt, deren Gegenwart ehemals Haine und Fluren belebte und verſchönerte, deren Untergang aber die veränderte Religion nach ſich gezogen hat. Mit wollüſtigem Schauer verſetzte ihn ſeine Einbildungskraft in das anmuthige Theſſaliſche Tempe, an das Ufer des Peneus,

in die Gärten des Alcinous und der Hesperiden auf die ſchattigten Hügel des vom Pan geliebten, beerdenreichen Arkadiens, in Daphnens Haine, in die Roſengärten von Päſtum, und unter den Schatten der Bäume, welche den Siz des Orakels des Jupiter Hammons in Lybien umkränzen. Hier ſah er aus dem mit tauſendfachen Blümen bedeckten Grabe der alten Welt die Geſtalten wieder hervorgehen, welche die Zeit unſern Sinnen entzogen hat, und deren Bild die Denkmäler der antiken Kunſt, und die Erzählungen der Dichter und Geſchichtſchreiber, unſerer Imagination erneuern —

Die älteſten Nachrichten vom Pan *) finden ſich in einer dem Homer zugeſchriebenen, wenigſtens ſehr alten, Hymne, bey'm Pindar, und in einer Orphiſchen Hymne.

Dieſes ſind unter den Zeugniſſen der Dichter, welche hier ſich auf ſehr alte Sagen ſtüzten, die älteſten. Unter den noch vorhandenen Geſchichtſchreibern iſt

*) Pan iſt allen Zeugniſſen des Alterthums zufolge, eine der vornehmſten ländlichen und Waldgottheiten. — —

Herodot der erſte, welcher des Pan erwähnt. — —

Heſiodus, von welchem geſtritten wird, ob er, oder Homer früher gelebt habe, iſt meines Wiſſens der erſte, welcher der Satyr'n, unter den Nymphen und Curęten, gedenkt. Man ſehe ein Fragment deſſelben bey'm Strabo, welches auch Caſaubonus im Buche von der ſatyriſchen Poeſie anführt. So kömmt auch ein Satyr in der uralten Fabel der Argiven von der Amymone bey'm Apollodorus vor. Die älteſte Spur von Silenen, als Waldgottheiten, findet ſich in der homeriſchen Hymne an die Venus.

Ich werde mich hier zuerſt und hauptſächlich mit dem Pan beſchäftigen. Die Homeriſche Hymne ſagt von ihm:

Pan, der Ziegenfuſsige, der gehörnte, der Geräuſchliebende, Sohn des Merkur und der

Tochter des Dryops, wandelt im Dunkel der Wälder zu Piſa, in der Geſellſchaft der Bergnymphen, die ihn, den zierlich gelockten, den ſchmuzigen Gott der Viehzucht, ehren, ihn, dem alle Scheitel der Berge, alle Gipfel der Felſen geheiligt ſind. — Bald ſchlüpft er durch das Geſträuch, bald gaukelt er an den Ufern der Flüſſe, bald ſchweift er über die Spizen der Felſen, bald ſteigt er, die Heerden zu ſehen, auf den höchſten der Berge, und bald erlegt er, der Seher der Ferne, *) auf Anhöhen das Wild. Von der Jagdluſt zurükkehrend, treibt er die Lämmer in Hölen, und ſpielt ſüſse Lieder auf der Flöte. — — Die geſchwäzigen Oreaden ſin-

*) Hier iſt nicht von der Zukunft, obgleich Pan auch zu den *Diis fatidicis* gehörte, ſondern von der Ortferne die Rede. —

gen das Lob der Götter, und ſeines Vaters (des Merkur) darein, daſs die Echo ertönt, und ſammeln ſich in tanzende Chöre um ihn. Mit einem Luchsfell bekleidet, *) tanzt er in ihrer Mitte, am Ufer einer Quelle auf beblümter Wieſe. Erſchrocken vor ſeinem haarigten Antliz flohe die Amme bei ſeiner Geburt davon. Aber der Vater freute ſich des Geräuſchvollen, des Unſteten, des freundlich lächelnden, wickelte ihn in ein Fell, trug ihn nach dem Olymp, und zeigte ihn den Göttern. Alle freuten ſich über ihn, beſonders Bacchus, und daher ward ihm der Name: Pan. — —

Schon aus dieſer uralten Nachricht vom Pan erhellet, daſs man dem Panenge-

*) Wie Herkules mit der Löwenhaut — —

ſchlechte mit Recht Geisfüſse zueignet. Hörner legt ihm die Homeriſche Hymne ebenfalls bei. Seinen Urſprung leitet ſie aus der Begattung Merkurs mit der Nymphe Dryope her. Sie läſst ihn in der grünen Nacht der Wälder von Piſa in Elis, in der Nachbarſchaft Arkadiens wandeln. Ohne ſchattigte Wälder läſst ſich Pan, laſſen ſich Faunen, Satyr'n, und Sylvanen, gar nicht denken. Aber Homer, oder wer ſonſt der Verfaſſer der angeführten alten Hymne ſeyn mag, gibt ihm noch die Oreaden, d. h. die Bergnymphen, zu Geſellſchafterinnen. Ihm ſind alle Gipfel der Berge, auf welchen dieſe Nymphen wohnen, alle Spizen der Felſen geheiligt. — —

Seine täglichen und gewöhnlichen Beſchäftigungen ſind: durch die Büſche zu ſchlüpfen, wie es den Waldweſen eigen iſt, an den Ufern der Flüſſe zu gaukeln,

über die Felſenhöhen zu ſchweifen, wo der Steinbock und die Gemſe ihren Aufenthalt hat, auf den höchſten Berg zu ſteigen, um die weidenden Heerden zu überſehen, und, in die Ferne blickend, Wild auf den Anhöhen zu ſchieſſen. Nun aber kehrt er von der Jagd, die er anſtellte, die Heerden gegen den Anfall der Raubthiere zu ſichern, zurük, treibt die Lämmer in Grotten, welche die Hand der Natur, ohne menſchliches Zuthun, gewölbt hat, und ſpielt ſüſse Lieder auf der Flöte, die er erfand.

Pan primus calamos cera conjungere plures
Inſtituit. — — — Virgil.

Für den Erfinder der Flöte erklärt ihn auch Ovid in den Metamorphoſen, und Plinius. *Fiſtulam*, ſagt dieſer leztere, *et monaulon reperit Pan Mercurii Filius.* —

Iſidorus, im dritten Buche von den Urſprüngen, ſagt: einige ſchreiben die Erfindung der Flöte dem Merkur, andere dem Faunus, andere dem Idus, einem ſicilianiſchen Hirten, zu. Dieſer Faunus iſt, wie Iſidor anerkennet, mit dem Pan eine und eben dieſelbe Perſon. — Die geſchwäzigen Oreaden ſingen das Lob der Götter, und ſeines Vaters, des Merkur, darein, daſs die Echo ertönt, *) und ſammeln ſich um ihn in tanzenden Chören. — Er ermangelt nicht, an ihrer feſtlichen Freude Theil zu neh-

*) Pan liebte die Echo, die Pytho, und die Mänaden des Bacchus, wie wir unter andern aus dem Lucian wiſſen. Die Pytho, oder Pythis, eine Nymphe, verwandelte er in einen Fichtenbaum. Dieſes war eines von ſeinen Wundern. — —

men. Mit dem fleckigten Fell eines Luchſes, den er auf der Jagd erlegt hatte, nachläſsig bedeckt, tanzt er mitten unter ihnen, am Ufer einer rieſelnden Quelle, auf der beblümten Wieſe. — —

Von der homeriſchen Sage wollen wir zu dem wenigern, was Pindar von ihm hat, übergehen. Dieſer nennt ihn den Beiſitzer der Rhea, den Herrſcher Arkadiens, den Liebling der Grazien, den Tänzer, den Gefährten der Bacchantinnen. — — —

Die orphiſche Hymne endlich ſagt: Pan, der Ziegenfüſsige, der Begeiſterte, der Schwerzürnende, der Ländliche, deſſen Freude Quellen, Hirten, Schaafe und Rinder ſind, ſchweift unſtet umher, weilt bald in der Kühle der Grotten, bald unter den Sternen des Himmels. Und kehrt er, der zieltreffende Jäger, von der Jagd

zurük, ſo ſcherzt er mit der Echo, tanzt mit den Nymphen, ſinget die Harmonie der Welten, (ſo wie in Virgils berühmter Ekloge, der alte Silen von der Entſtehung der Welt aus dem Chaos, und von andern uralten und verborgenen Dingen ſang) wekt die Phantaſien, und ſchickt den Sterblichen ſchreckende Phantome.

Der Begeiſterte heiſt Pan in der Orphiſchen Hymne darum, weil Begeiſterung und Prophezeiung — welche die Kenntniſs oder das Vorherwiſſen der zukünftigen Dinge unterſtellt — eine allen Feld und Waldgöttern ganz eigenthümliche Eigenſchaft war, daher auch Pan, wie wir aus dem Pauſanias wiſſen, in den älteſten Zeiten Orakel gab. Bey'm Nemeſian in der zweiten Ekloge heiſſen die Faunen: *vates*, und Calpurnius Siculus führt in ſeiner erſten Ekloge eine Weiſſagung des

Pan oder Faunus an, welche ſich ſo anfängt:

Qui juga, qui ſilvas tueor, ſatus aethere,
Faunus,
Haec populis ventura cano. — — —

Faunus hatte auch ein altes Orakel in Italien, welches Virgil in der Aeneide, im ſiebenten Buche, vom 81. Vers an, maleriſch beſchreibt. Es lag in einem alten Hayn, voll hoher Bäume, der theils wegen der Quelle Albunea, theils wegen des fürchterlichen Schlundes wunderbar war, aus welchem ein der Geſundheit ſchädlicher Dampf aufſtieg, und den die Dichter als eine Oeffnung der Unterwelt beſchreiben. — Den Schwerzürnenden nennt ihn der Verfaſſer des Hymnus darum, weil alle Feld- und Waldgötter ſehr *iraſcible* Weſen waren. Daſs Pan oder Faunus bisweilen geneigt war, den Landleuten Scha-

den zuzufügen, wiſſen wir aus dem Horaz, und andern Alten. — Wenn am ſchwülen Mittag alles matt und ſtill im brennenden Strahl der Sonne ruhet, ſo flötet kein Schäfer, weil Pan im Schatten ſchläft, und niemand wagt es, zu der Quelle im heiligen Hayn zu gehen, weil Göttinnen und Nymphen um dieſe Zeit im Schatten ſich kühlen, und im Waſſer baden. Viele Alten glaubten, daſs die Dämonen um die Mittagszeit am meiſten zu fürchten wären. Die Dämmerung mit ihrem zweideutigen zauberiſchen Lichte iſt die Zeit, wo die Götter am liebſten auf Erden wandeln. Im Schauer der Nacht hingegen gleiten Geſpenſter umher, und Zauberer wählen ihre finſtern Stunden zu ſchrecklichen Beſchwörungen. — — Das ſtete Umherſchweifen, welches die orphiſche Hymne dem Pan zuſchreibt, iſt Wir-

kung ſeines jovialiſchen, lebhaften, unruhigen Temperaments. Auch hat er bald in den Wäldern und auf den Bergen zu thun, Raubthiere zu erlegen, bald beſchäftigt ihn in den Thälern und an den Quellen die Sorge für die Heerden. Sein Weilen in kühlen Grotten, deſſen der orphiſche Hymnus gedenkt, kennen wir ſchon aus der homeriſchen Hymne. Virgil lagert ſeinen Silen, welcher ſonſt vom Pan perſönlich verſchieden iſt, ebenfalls in eine natürliche Grotte. Das Scherzen mit der Echo, welches der orphiſche Hymnus zu Pan's Beluſtigungen zählt, iſt auch noch ein gewöhnlicher Zeitvertreib müſsiger Hirten, wenn ſie mit ihren Heerden in Wäldern und Bergen herumziehen. — — Hernach nennt die orphiſche Hymne den Pan, das Weltall, und Schöpfer der Dinge. Aber dieſes iſt der Pan der natürlichen

oder philoſophiſchen Theologie, nicht der Pan der bürgerlichen, oder Volkstheologie der Alten, den man ſich als eine beſondere Perſon, nicht als die Kollektion aller exiſtirenden Individuen, dachte. — Der Landmann glaubte, die Feld- und Waldgötter ſchwärmten und wanderten auf den Aeckern und in den Wäldern herum, und wenn man ihn nach dem Grunde dieſes Glaubens fragte, ſo antwortete er: weil viele ſie geſehen, oder ihre Stimme gehört haben! — Gerade ſo beweiſt man das Daſeyn der Geſpenſter. Von den Zeugniſſen der älteſten Dichter, welche den Pan betreffen, gehe ich nun zu den Nachrichten des älteſten der noch vorhandenen griechiſchen Geſchichtſchreiber, des Herodot, fort.

Bei den Aegyptern, ſagt Herodot, iſt Pan der älteſte Gott. Allein Pan, der Sohn

Merkurs und Penelopens, iſt erſt nach dem Trojaniſchen Kriege gebohren worden. — Die Maler und Bildhauer in Aegypten ſtellten, wie die Griechen, dem Herodot zufolge, der ſelbſt Aegypten bereiſet hat, den Pan mit Ziegenfüſsen vor.

Ueber den Vater des Pan ſind Homer und Herodot einig. Nur iſt es nach dem Homer die Nymphe Dryope, und nach dem Herodot Peneſope, welche den arkadiſchen Gott gebahr. Homer muſte indeſs von den Geheimniſſen der Geburt göttlicher Perſonen am beſten unterrichtet ſeyn, da er, (wie Heſiodus,) ſeinem eigenen Geſtändniſs, und der alten Sage zufolge, aus unmittelbarer Eingebung der Muſen ſchrieb, ob ſich gleich der Unglaubige und Spötter Lucian von Samoſata lange nachher nicht wenig Mühe gegeben hat, die Offenbarungen des Homer und Heſiodus um ihren

Kredit zu bringen, und lächerlich zu machen. — — — Solche alte und verborgene Dinge, die ſich in das Dunkel der entfernteſten Zeiten zurükverlieren, und deren Urſprung und eigentliche Beſchaffenheit wir aus Mangel authentiſcher Urkunden, und gleichzeitiger Denkmäler nicht mit Sicherheit erforſchen können, verdienen nur alsdenn Glauben, wenn ein inſpirirter Mann, dem irgend ein überirrdiſches Weſen die Vergangenheit enthüllte, ſie uns berichtet. — —

So viel iſt gewiſs, daſs Indier und Aegypter den Pan verehrten, und daſs ſeine Verehrung wohl nirgends weiter getrieben wurde, als in Arkadien. Daher heiſst er auch: *Numen Arcadum*. Die Arkadier, die von den Pelasgern abſtammten, wurden für das älteſte der griechiſchen Völker, und Pan für ihre älteſte Gottheit gehalten.

Die Pelasger aber hatten ihre Kultur, und religiöſen Begriffe groſsentheils aegyptiſchen Ankömmlingen zu danken, die dann auch die Idee des Pan, und ſeiner Verehrung, aus Aegypten mit nach Griechenland — von wannen ſie nach Italien hinüberwanderte — gebracht, und den alten Bewohnern dieſer Gegenden mitgetheilt haben werden. Nach Maasgebung der Verſchiedenheit des arkadiſchen Klima *) von dem aegyptiſchen, und der Lebensart der arkadiſchen Hirten von der des Aegypters, wird denn dieſe ländliche Gottheit wohl auch, wie es der Gottheit in allen Religionen, und unter allen Himmelsſtrichen, in

*) Unter welchem ſich den Sinnen, wodurch allein uns Begriffe zugeführt werden, ganz andere Objekte darſtellen, als in Aegypten. —

der Folge der Zeiten, und durch die Wirkung einer Reihe von phyſiſchen und moraliſchen Urſachen, ergangen iſt, einige beſondere Modifikationen erhalten haben.

Die Idee des Pan iſt, wie es ſcheint, zuerſt in Indien und Aegypten erzeugt worden. Es iſt merkwürdig, daſs auch die alten Schriftſteller den Aufenthalt der Aegipanen, Satyr'n, u. d. immer nach Indien und Afrika verlegen, wo noch jezt in den Waldniſſen groſse menſchenähnliche Affen, oder Anthropomorphen, angetroffen werden. Man ſehe unter andern Plinius, Ptolemaeus, und Pomponius Mela. Plinius ſagt: auf einem Berge in Indien fände man vierfuſsige Satyr'n, die man in der Ferne für Menſchen halten ſollte. — — Der Erdbeſchreiber Ptolemaeus ſagt: im Indiſchen Meere, über den Ganges hinauf, lägen drei Inſeln, die von Satyr'n bewohnt

wären. Plinius läſst auch auf dem Atlasgebirge in Afrika Satyr's und Aegipanen herumſchwärmen, und Pomponius Mela ſezt die Panen und Satyr'n in eine Gegend von Afrika. — — Ueberhaupt fiel es keinem der Alten ein, die Wälder der kalten nördlichen Länder, z. B. Germaniens, welches nach der Beſchreibung des Tacitus, dem heutigen Canada ähnlich geweſen ſeyn muſs, Skythiens, Sarmatiens, und Skandinaviens, mit Faunen und Satyr'n zu bevölkern. Erſt in ſpätern Zeiten wollte man in unſern Europäiſchen Gegenden, wiewohl ſelten, und nur einzeln, ſolche Geſtalten wahrgenommen haben, die einigermaſsen der Vorſtellung der Alten von Satyr'n, u. d. entſprechen. Martianus Capella ſagt: *Aegipanes, quales pinguntur, exiſtunt.* — Als Sylla, nach Plutarch's Bericht, durch Theſſalien und Macedonien gegen das Meer

zu zog, und von Dyrrhachium nach Brundusium übersegeln wollte, fand man bei der Stadt Apollonia, die da in der Nähe liegt, auf dem heiligen Plaze Nymphaeum *), wo in grünen Thälern und Wiesen beständig Feuerquellen hervorsprudeln, einen schlafenden Satyr, der eben so aussah, wie die Bildhauer und Maler die Waldgötter vorstellen, und brachte ihn zum Sylla. Dieser lies ihn in verschiedenen Sprachen befragen, wer er wäre? da er aber keine vernehmliche Stimme, sondern mit Mühe endlich einen unartikulirten Ton, der dem Wiehern eines Pferdes und dem Meckern eines Bockes glich, aus ihm herausbrachte, so entsetzte er sich vor ihm, und lies das Ungeheuer wieder wegschaffen. — — —

*) Ueber das Nymphäum lese man *Strabo*, 7. Buch. — *Aelian. Var. Histor.* L. 13. cap. 16. — —

Albertus Magnus und *Picus von Mirandola* behaupten das wirkliche Daſeyn der Satyrn. Einige beweiſen es auch aus dem Buche des heil. Kirchenvaters Hieronymus *de vita Sancti Pauli Eremitae*, woraus unter andern auch der gelehrte bononiſche Profeſſor Aldrovandus die Exiſtenz der Hippocentauren darthut: *eſſe namque monſtra haec ambigendum minime ex ſupra allatis, ratione nimirum, exemplo et auctoritate oculatorum teſtium, Plinii et Antonii Magni, cui ne ſpectrum aliquod ſub Centauri forma ſeſe videndum obtuliſſe credamus, ſed verum potius Hippocentaurum, argumento eſt erit, quod Hippocentaurus ille in vaſtiſſimis Aegypti ſolitudinibus viſus, unde allatum ſuiſſe Claudio Imperat. Hippocentaurum, quem ipſe vidit, teſtatur eſt Plinius. Deſerta enim et inuia loca, ut illa aegyptia, ut et africana, monſtruoſorum*

animalium feraciſſima ſunt, ut ait Hieronymus, quemadmodum in iis Onocentauri reperiuntur, ac Satyri, et quorum numero alterum in illo itinere Antonius, alterum ſe vidiſſe ipſemet retulit Hieronymus. — — —

Cornelius Agrippa in ſeinem Werke *de occulta philoſophia*, verſezt Satyr'n und Sylvanen gar auf einen Berg in Thüringen: *eſt in Thuringia mons, quem Horriſonum vocant, ubi Sylvanos Satyrosque inhabitare cum fama divulgavit, tum aliquorum experientia docuit, fidique ſcriptores teſtantur. Sunt in diverſis regionibus et provinciis, iſtis ſimilia miracula, ſed et ipſe ego, quae meis oculis vidi, et manibus tetigi, hoc loci referre nolo, ne me ob verum ſtupendam admirationem, ab incredulis de mendacio argui contingat.* — (Aus eben der Urſache, weil er nämlich fürchtete, den Ungläubigen ein weites Feld zur Spötterei

und zum Gelächter zu öffnen, wollte der Kirchenlehrer Origenes die Wunder nicht anführen, die noch zu ſeiner Zeit zur Beſtätigung der Wahrheit des chriſtlichen Glaubens geſchehen ſind, und deren er in ſeinen Büchern gegen den Celſus hin und wieder gedenkt. Mosheim ſagt, dieſe Stellen des Origenes wären ein wichtiges Zeugniſs, daſs die wunderthätige Kraft, welche der gen Himmel fahrende Jeſus in ſeiner Gemeinde hinterlaſſen habe, noch zu den Zeiten des Origenes, d. h. im dritten Jahrhundert, ſich an vielen Orten geäuſert habe. Sollte, fügt Mosheim hinzu, ein Mann, wie Origenes, ſo frey, ſo kuhn, ſo deutlich dieſes geſchrieben haben, wenn er keine unläugbaren Exempel bei der Hand gehabt hätte, ſein Vorgeben zu beſtätigen? — — —

Eben ſo erzählt der heil. Auguſtin, zwei und zwanzig Wunder, die zu ſeiner Zeit, theils im vierten, theils im fünften Jahrhundert der chriſtlichen Kirche, geſchehen ſind, und unter welchen eins war, von welchem die ganze Stadt Hippone Zeuge geweſen iſt. Man könnte die Fortdauer der Wundergaben in der chriſtlichen Kirche noch durch die poſitiven Zeugniſſe anderer alten Kirchenſkribenten beweiſen, z. B. des Cyprianus, und anderer. Allein die meiſten proteſtantiſchen Doktoren verwerfen dieſes Zeugniſs, und Herr *D. Leſt* zu Göttingen behauptet, daſs nach der Lehre des Neuen Teſtaments, und weil alle ſpätere Wunder überflüſsig und zwecklos wären, alle wahren Wunder mit dem Tode der Apoſtel und apoſtoliſchen Männer, um die Mitte des zweiten Jahrhunderts aufgehört hätten. — —)

Ich führe nur noch an, dafs *Leyser* das Daseyn der Gespenster und Hexen auf eben die Art beweiset, wie Agrippa die Realität der wunderbaren Dinge, die er selbst beobachtet hat. Leyser sagt in seinen Meditationen über die Pandekten: „er sey „vom Daseyn der Poltergeister, Hexen, u. „d. durch seine Augen und Hände, durch „den Glauben der Geschichte, durch „den Glauben gerichtlicher Akten, und „durch die Erzählung unverwerflicher Zeu„gen, aufs gewisseste überzeugt." — —

Ich kehre von dieser kleinen Digression, die aber doch nicht ganz am unrechten Orte angebracht war, zum Pan und seinen Begleitern zurük.

Waren Pan, oder *Faunus*, und *Sylvanus* eine und eben dieselbe Person? oder zwei verschiedene Waldgötter? — — Einige halten den Sylvan für einen Sohn des

Faunus. Andere behaupten die perſönliche Identität dieſer beiden. *Salmaſius* unterſcheidet den Sylvan vom Pan, und Sylvanen, in der mehrern Zahl, von den Faunen. Dagegen ſucht er die Identität Sylvans, des Vaters, mit dem Aegipan, feſtzuſezen. — Die Differenz zwiſchen dem Pan und Sylvan begründet Salmaſius hauptſächlich dadurch, daſs nicht nur einige Alte, z. B. Virgil, des Sylvan ausdrücklich noch neben dem Pan Erwähnung thun, wie in dem Verſe:

Panaque, Sylvanumque patrem, Nymphasque sorores, —

ſondern, daſs auch Pan und Sylvan mit verſchiedenen Attributen (*cum diversis insignibus*) abgebildet wurden.

Indeſſen iſt es ſchwer, aus den alten Monumenten über die perſönliche Identität, oder Verſchiedenheit des Faunus und Sylvanus zu entſcheiden. Denn die Abbildungen

Sylvans, welche wir auf jenen Monumenten antreffen, ſind nicht gleichförmig. Oft ſtellen ſie uns den Sylvan, als einen Satyr, bisweilen aber zur Hälfte mit einem Ziegenleibe, vor. Bisweilen ward er in ganz menſchlicher Geſtalt — und folglich den Panen nicht ähnlich — abgebildet, mehrentheils mit einem Cypreſſenzweige, wegen ſeiner Liebe zu dem jungen Cypariſſus, der in dieſen Baum verwandelt wurde. Seine Attribute waren: ein Tannenzapfen, eine Sichel, die er in der Hand hält, ein Kranz; bisweilen hat er einen Hund bei ſich. Bald zeigt er ſich auf den Abbildungen nackend, bald in bäuriſcher Kleidung, die bis auf die Knie reicht. Man ſehe unter andern: *Montfaucon, Antiquité expliquée*, T. I. P. 2. Tab. 177. 178. — —

Einige geben den Saturn, andre den Faunus, andre den Crathis, einen Sybari-

ten, als Vater des Sylvan an. So viel iſt ausgemacht, daſs er eben ſowohl als Pan oder Faunus, ein Gott der Wälder und der Hirten war. Doch fürchtete man ihn auch als einen Popanz, der inſonderheit die Kindbetterinnen beunruhigte. *Servius*, in ſeinen Anmerkungen zu Virgils Georgikon, ſagt von ihm, er ſolle der erſte geweſen ſeyn, der die Pflanzung der Bäume erfunden hat. Schon die Pelasger verehrten ihn durch ein Feſt und Opfer. Auch hatte er ſeinen Tempel zu Rom. Einige halten ihn für einen uralten König der Aboriginer *), welcher ſich die Verbeſſerung und Beförde-

*) D. h. Ein Volk, deſſen Herkunft und Abſtammung unbekannt iſt, und von dem bisweilen geglaubt wurde, daſs ſeine Stammeltern, aus dem Boden, welchen dieſes Volk jezt bewohnt, wie Pilze hervorgewachſen wären. —

rung des Feldbaues ſehr angelegen habe ſeyn laſſen. — —

Man kann nicht läugnen, daſs zwiſchen dem Sylvan und dem Faunus Aehnlichkeiten genug ſtatt finden. Ob man aber die perſönliche Identität dieſer Waldweſen ſicher behaupten kann, iſt eine andere Frage. Ovidius ſcheint Faunen und Sylvanen zu unterſcheiden:

Sunt mihi ſemidei, ſunt ruſtica numina Fauni,
Et Nymphae, Satyrique, et monticolae Silvani. —

Auch Plinius trennet Silvanen von Faunen: *Quin et Silvanos Faunosque et deorum genera ſylvis ac ſua numina tanquam é coelo attributa credimus.* — — Der alte Schriftſteller *de origine urbis Romae* aber nimmt an, daſs Pan, Faunus und Sylvan Namen wären, welche ein und eben daſſelbe

Ding bezeichnen. Auch die alten Gloſſen ſezen die Identität dieſer Waldgötter voraus. In dem alten Buche: *de agrorum finibus*, leſen wir, daſs alle Güterbeſizer den Sylvan deswegen verehrten, weil er der erſte geweſen ſei, welcher Grenzſteine geſezt hat. — —

Kurzgefaſste Geſchichte des Pan.

Ich ſeze zuerſt als etwas allgemein zugeſtandenes voraus: daſs Pan ein Gott der Hirten war, und den Feld- und Waldgöttern beigezählt wurde. Dafur zeugt das ganze Alterthum einſtimmig. — — Sein Urſprung iſt ſchon, wie die Urſprünge ſo vieler andern Dinge, in einiges Dunkel verhüllt, und ſein Stammbaum noch nicht ganz auf's Reine gebracht. Nach einigen (man leſe den Apollodorus!) war ſein Vater Jupiter ſelbſt, die Mutter aber Hybris. Nach andern hat ihn Merkur in Geſtalt eines Ziegenbockes mit der Penelope gezeugt. Andere geben dem arkadiſchen Gotte den Jupiter und die Calliſtho, andere den Jupi-

ter und die Nymphe Oeneis, andre den Ulyſſes und die Penelope, andere den Merkur, und die Nymphe Dryope, zu Eltern. Leztere Meinung habe ich deswegen vorgezogen, weil ſie durch das Anſehen eines begeiſterten Mannes, des Homerus, beſtätigt wird.

Seine Erziehung ſoll in Arkadien durch die Nymphen, ſonderlich durch die *Sinoe*, geſchehen ſeyn. Man leſe Pauſanias *in Arcad.* — — Merkur zeigte ihn bald nach ſeiner Geburt allen Göttern auf dem Olymp, und dieſe lachten herzlich über ſeine ſonderbare Geſtalt und Poſſen. Seine Herrſchaft erſtreckte ſich über die Berge, ſeine Aufſicht über Heerden, Hirten, und Jäger. Auch jagte er ſelbſt. Er war ein Führer — und zuweilen Verführer — der Nymphen, die oft um ihn her tanzten, wenn er auf der Flöte ſich hören ließ.

Seinen Aufenthalt hatte er gewöhnlich auf Bergen, (*montivagus Pan*) und in Hölen, aus welchen hervor, er oft, die Urſache unbekannter und plözlich entſtehender Schrecken unter den Menſchen und Heerden war. Die *terrores panici* haben von ihm den Namen. — — —

Schrecken, welche bisweilen ein ganzes Heer überfielen, und deren Urſache nicht in die Sinne fiel, wurden panifche Schrecken genannt. Bisweilen wurden durch ſie ſelbſt Götterſöhne zur Flucht gebracht, wie unter andern Pindar bemerkt. *Pburnutus* ſagt: *ſunt panici quidam terrores repentini et ſine ratione* *) — *Sic et pecudes ac greges terrentur à ſtrepitu quodam quem percipiunt ex ſylvis, antris, aut aliis ſinuoſis locis.* — — —

*) D. h. ohne eine in die Sinne fallende, bekannte Urſache. — —

Auch Polyaenus, in ſeinem erſten Buche von den Stratagemen, überträgt die Urſache plözlich entſtehender Schrecken, die ein Heer überfallen, auf den Pan. Ueber die paniſchen Schrecken kann man noch den *Politianus*, *Miſcell. cap.* 28. nachleſen.

Auſser den Schrecken, die Pan verurſacht, werden ihm auch noch verſchiedene Thaten zugeſchrieben, unter welchen ſich einige Wunder befinden, d. h. Handlungen, welche alle Kraft der Menſchen überſteigen, ob ſie gleich der Natur eines Waldgottes, die wir *à priori* gar nicht, und *à poſteriori* nur aus den vorhandenen Traditionen kennen, ganz angemeſſen und ſeiner Kraft proportionirt ſeyn mögen. — — Als die Götter in Aegypten vor dem Typhon nicht zu bleiben wuſten, rieth ihnen Pan, ſich in Thiere zu verwandeln, damit ſie unter dieſer Geſtalt ihre Feinde deſto

eher täuſchen, und ihnen entgehen könnten. Er ſelbſt nahm die Geſtalt eines Ziegenbockes an. Die Chriſten haben ihrem Teufel ebenfalls das Vermögen, unter allerlei angenommenen Thiergeſtalten ſichtbar zu werden, zugeſchrieben. — — *)

Pan gieng auch mit Jupiter wider die Titanen in den Krieg. Er erfand, wie man die groſsen Muſcheln (*conchas*) ſtatt der Trompeten brauchen könne, und verſah damit einen Haufen ſeiner Leute. Da es zum Gefechte kam, lieſs er ſie plözlich auf ſelbigen blaſen, worüber die Titanen ſich

*) Obgleich einige ſagen, daſs der Teufel, als ein Geiſt, keine Körper bewegen, und — weil alle Veränderungen in der Körperwelt ſich auf Bewegung zurükführen lieſſen — alſo auch keine Veränderungen in der Körperwelt hervorbringen könne, — —

entſezten, und die Flucht nahmen. Er war auch bei dem Heere des Bacchus, und als die Feinde in unzähliger Menge anrückten, lies er ſeine Leute auf Trompeten und andern Inſtrumenten einen groſsen Lärm machen, auch ein fürchterliches Geſchrey erheben. Die *Echo* widerholte dieſe Töne in den fernen Gebürgen. Die Feinde erſchracken, und flohen. — — Hygin, Ovid, und Virgil verſichern, daſs Pan die Pfeife erfunden habe. Auf ihr lies er ſich gegen die Cythar des Apoll in einen Wettſtreit ein. Tmolus wurde zum Richter erkohren. Pan verſpielte nach deſſen Urtheil, aber Midas ſprach ihm den Vorzug zu, wurde aber vom Apoll mit einem Paar Eſelsohren dafür belohnt. — — Die Gallier trieb er von Delphi weg, in die Flucht, wie Pauſanias ſagt, und den Athenienſern ſtand er gegen die Perſer

bei. — — — Die von ihm geliebte Pytis, welche ſein Nebenbuhler Boreas erſchlagen hatte, verwandelte er in eine Fichte.

Seine Liebe zu den Nymphen, und unter andern zu der ſchönen Syrinx, iſt bekannt. Einige halten die Nymphe *Echo* für ſeine Gemalin, andere für ſeine Maitreſſe.

Man bildete ihn gemeiniglich als einen Mann mit zwei Hörnern, rothem Geſicht, ſpizigen Ohren, kahlem Vordertheil des Kopfes, ſtruppigtem Bart, einer Peitſche in der einen, und einem Hirtenſtabe in der andern Hand, einem Ziegenſchwanze, zwei rauchbehangenen Beinen, wobei er ein fleckigtes Leoparden- Luchs- oder Rehfell um ſich geworfen hatte. Bisweilen führte er ſtatt der Peitſche eine Pfeife in der Hand, denn er gehörte zu den *Diis muſicis et fatidicis.* Auf dem Kopfe hatte er einen

Kranz von Fichtenzweigen. In Aegypten wurde er beſonders verehrt. Aus dieſem Lande kam ſein Kult nach Grächen, wo er vorzüglich in Arkadien fétirt wurde. Beſonders ſoll er auf den Arkadiſchen Bergen Maenalus und Lyceus ſich gern aufgehalten haben. Aus Arkadien brachte Evander den Dienſt des Pan nach Italien. Dem Pan zu Ehren feierten die Römer jährlich die Lupercalien. Ihm waren die natürlichen Grotten, (die er liebte) die Böcke, und die Fichten heilig. *Huetius*, Biſchoff zu Avranches, hält den Pan für den Moſes, den Geſezgeber der Hebräer. Seine Argumente dafür kann man ohne Lachen kaum leſen. — —

Endlich ſoll er, wie einige wollen, geſtorben ſeyn. Zu den Zeiten des Tiberius ſegelte ein Schiffer, Namens Thamus, nach Italien. Als er bei gewiſſen Inſeln vorbei-

fuhr, hörte er eine Stimme, die ihm dreimal zurief, und befahl, wenn er nach Pelodes gekommen seyn würde, auszurufen, dass der grosse Pan gestorben sei. Er vollzog diesen Befehl, und alsbald ertönte aus den Inseln her, ohne, dass man jemand erblicken konnte, ein klägliches Geschrei, als von einer Menge leidtragender Personen. Alle, die auf dem Schiffe waren, hörten es. Dem Kaiser Tiberius soll diese Nachricht zu Ohren gekommen seyn, und er liess die Theologen befragen: was dieses zu bedeuten habe? — — Diese entschieden endlich dahin, dass derjenige Pan, welcher gestorben seyn sollte, der Sohn Merkurs und Penelopens sey. Man sehe Plutarch, in der Abhandlung vom Verstummen der Orakel! — — Einigen hat es geschienen, als ob Pan sonach an 1200 Jahr

alt geworden seyn *) müsste, welches nicht wohl zu glauben, und daher eher anzunehmen sey, der grosse Pan sey Christus gewesen, welcher unter der Regierung des Tiberius gekreuzigt worden, und dessen für das menschliche Geschlecht heilbringenden Tod, weil durch ihn das Reich der Dämonen auf Erden zerstört worden sei, die bösen Geister beklagt hätten. *Vossius*, in seinem Buche *de Theologia gentili*, der gelehrte Vossius, welcher weit mehr Gelehrsamkeit, als *Bon-sens* hatte, sagt: *ille multorum cum admiratione gemitus, quem navigantes audiere, ubi Thamus ad Pala-*

*) Sie erinnerten sich dabei wohl nicht der halbgöttlichen Natur, welche dem Pan durch seinen Vater Merkur mitgetheilt worden war. Götter und Halbgötter leben länger, als Menschen. —

*des, uti à ſpiritu juſſus erat, inclamaſſet, magnum Pana mortuum eſſe, à malignis mihi ſpiritibus editus videtur, qui doluere, ſemen illud mulieris, in paradiſo promiſſum, morte ſua contriviſſe caput ſerpentis. — — Mihi ſatis eſt, quod fateantur, non fabulam, ſed hiſtoriam eſſe, *) quam narrat Plutarchus. — — —*

---

*) Alsdenn kann man auch von allen Mönchslegenden, und ſelbſt von den Feenmährchen behaupten: *non eſſe fabulas, ſed hiſtorias.*

Anhang.

Cajus Acilius erzählt der Verſicherung Plutarchs zufolge, daſs bereits Romulus und Remus noch vor Erbauung Roms dem Faunus ein Opfer gebracht haben. Einige ſchreiben dem Romulus auch die Einſezung des heiligen Feuers und der zur Unterhaltung deſſelben beſtimmten Veſtalinnen zu. Ueberhaupt ſoll Romulus ſehr religiös geweſen ſeyn, und bei'm Wahrſagen den *Lituus* gebraucht haben. Es war ein krummgebogener Stab, mit welchem die Beobachter des Fluges der Vögel, die Himmelsgegenden bezeichneten. — Dieſer Stab, welcher vermuthlich talismaniſch, oder ein Zauberſtab war, dergleichen alle Magier,

Thaumaturgen, ſelbſt Moſes *) und Aaron, führten, wurde im Palatium aufbewahrt, und ging, als die Gallier die Stadt eroberten, verlohren. Da hernach die Gallier weggetrieben wurden, fand man ihn in tiefer Aſche unter einer Menge anderer verbrannten Sachen ganz unverſehrt. Hierü-

---

*) Merkur, der Vater des Pan, wird für den erſten gehalten, deſſen Stab Wunder gethan hat. Pan hatte ſein *pedum*. Zoroaſter beſaſs einen groſsen Zauberſtab. Der Thyrſus des Bacchus war ein wunderthätiger Stab. Herkules brauchte als ſolchen ſeine Keule. Pythagoras wird mit einem talismanniſchen Stabe vorgeſtellt. Abaris, der Skythe, reiſte auf einem talismanniſchen Pfeil, viele Meilen weit, durch die Luft. Die Zauberer Pharaons hatten Stäbe, die ſie in Schlangen verwandelten. Moſes nahm den Stab Gottes in ſeine Hand. Aarons Stab grünte, blühete, trug Mandeln. —

ber wird man ſich weniger wundern, wenn man dieſe Begebenheit mit andern ähnlichen, aus alten und neuern Zeiten, vergleicht. Die groſse Zee am rechten Fuſse des Königs Pyrrhus von Epirus, deren Plutarch und Plinius gedenken, ſoll eine übernatürliche Kraft gehabt haben, und, als nach ſeinem Tode ſein Körper verbrannt wurde, vom Feuer unverſehrt wieder gefunden worden ſeyn. Der drei Männer, Sadrach, Meſach, und Abednego nicht zu gedenken, welche, wie das Alte Teſtament ſagt, im glühenden Ofen unverſehrt herumwanderten, und aus den Flammen lebendig herauskamen. Auch iſt Arndt's Paradiesgärtlein im Feuer und Waſſer mehrmals wunderbarlich erhalten worden. Allein Cicero, welcher in der Schule des Carneades zweifeln gelernt hatte, zählt die Unverbrennlichkeit des Lituus, deſſen

ſich der Erbauer Roms bedient hatte, zu den *commentitiis fabellis*, die, wie er ſagt, in der Philoſophie keinen Plaz finden, nichts gelten, ſollen. — —

Nach der, vom Julius Proclus mit den gröſten Eidſchwüren beſtätigten, Himmelfahrt des Romulus *), kam, wie man weiſs, *Numa* zur Regierung, welcher des vertraulichen Umganges mit der Göttinn Egeria gewürdigt wurde, die ihm Kenntnis

---

*) Julius Proclus betheuerte mit einem Eidſchwur, daſs er den Romulus in ſeinen Waffen gen Himmel fahren geſehen, und eine Stimme gehört habe, welche befahl, ihn Quirinus zu nennen. Die Rede des Proclus ſchien den Römern wegen der Art, mit welcher ſie geſagt wurde, und wegen des Eidſchwures, glaubwürdig. Plutarch meint indeſſen: man müſſe die Körper der guten Menſchen nicht wider die Natur in den Himmel aufſteigen laſſen. — —

nis der göttlichen Dinge mittheilte, und Geſeze diktirte. Unter der Regierung des Numa kamen Picus und Faunus oft auf den Aventiniſchen Berg, der damals noch unbewohnt war, aber gute Quellen und ſchattigte Haine hatte. Plutarch ſagt, man könnte dieſe Dämonen mit den Satyr'n vergleichen, aber wegen der Kraft ihrer Arzneien und magiſchen Künſte ſollen ſie viel Aehnlichkeit mit den von den Griechen ſo genannten *Idäern Daktylern* gehabt haben, und ganz Italien durchgezogen ſeyn. — — Numa nahm ſie gefangen. Aber ſie ſollen, wie Proteus, vielerlei Geſtalten angenommen, und ſich in allerhand ſchreckliche Erſcheinungen verwandelt haben. Doch konnten ſie ihre Feſſeln nicht zerreiſſen. Sie weiſſagten verſchiedene zukünftige Dinge, und lehrten ein Opfer, welches das Einſchlagen des Blizes verhindert. — — —

Andere ſagen, ſie hätten durch ihre Zaubereien den Jupiter ſelbſt vom Himmel herabgezogen. Plutarch, ob er gleich nicht lange vorher geſagt hatte, es ſei nicht unwahrſcheinlich, daſs die Götter mit den berühmten Geſezgebern des Alterthums, dem *Zaleukus*, *Minos*, *Zoroaſter*, *Numa* und *Lykurg*, einen wirklichen vertrauten Umgang gehabt haben, fügt der Erzählung von den Abentheuern des Numa mit dem Picus und Faunus das Urtheil hinzu: dergleichen fabelhafte und lächerliche Erzählungen zeigen die Geſinnungen der damaligen Menſchen in Abſicht der Religion an, und die Macht der Gewohnheit. — — —

Ich bemerke noch, daſs die Geſchichte Roms unter den Königen, wegen des frühzeitigen Verluſtes der ächten Denkmäler, woraus ſie hätte geſchöpft, oder wodurch ſie hätte certificirt werden können, äuſ-

ſerſt unzuverläſsig iſt. Die älteſte Geſchichte faſt aller berühmten Völker verliert ſich in Dunkelheiten, die uns nichts als ein ſeltſames Gemiſch gewöhnlicher und wunderbarer Erfolge ſehen laſſen, wobei immer irgend eine Gottheit zur Löſung des Knotens aus der Maſchine ſpringt, und Wunderzeichen am Himmel und auf der Erde geſchehen. — Titus Livius ſagt daher ſehr paſſend: *datur haec venia antiquitati, ut miſcendo humana divinis, primordia urbium auguſtiora faciat.* — — — Die Nachrichten von Prodigien und Vorbedeutungen verlieren ſich auch da noch nicht ganz aus der römiſchen Geſchichte, da Rom ſchon lange Gräciens Wiſſenſchaften aufgenommen, und Cicero die Divination, und andere Stücke der herrſchenden Religion verdächtig gemacht hatte. Nicht blos Herodot und Livius goben uns

Verzeichniſſe von wundervollen Begebenheiten der alten Zeiten; auch bei'm Sueton und Tacitus *) findet man, obwohl ſparſamer, dergleichen. — —

---

*) Tacitus ſcheint jedoch nichts davon für ſeine Perſon geglaubt zu haben. Den Livius hat unter andern Toland gegen den ihm gemachten Vorwurf des Aberglaubens vertheidigt. —

II.

Der noch rohe, unwiſſende Menſch findet ſchon an ſich ſelbſt Eigenſchaften, die er aus keiner ſichtbaren Urſache abzuleiten weiſs. Seine Gedanken, ſeine Träume, ſeine Begierden und Wünſche, laſſen ſich aus dem, was in die äuſsern Sinne fällt, nicht verſtehen, ſondern führen ihn, da nichts entſtandenes ohne Urſache *) ſeyn,

*) Ich ſage: nichts entſtandenes kann ohne Urſache ſeyn. Aber nicht alle Dinge ohne Ausnahme ſind entſtanden, und, was nicht entſtanden, was immer geweſen iſt, bedarf keiner Urſache. Der Begriff des Entſtehens und Vergehens läſst ſich, wie es ſcheint, nur auf zuſammengeſezte Dinge, ſo, wie der Begriff von Abſicht nur bei Kunſtwerken, anwenden. — —

oder gedacht werden kann, zu der Vorſtellung einer unſichtbaren Urſache, eines Weſens, welches, ohne ſich gewöhnlich unſern Sinnen zu entdecken, alle dieſe Wirkungen in ihm hervorbringt, und die Quelle aller Thätigkeit iſt. So entſtehet der Begriff eines Geiſtes, der vielleicht unter allen Ideen des Menſchen die meiſten Irrthümer, und die ausſchweifendſten Träume veranlaſst hat. Bey'm rohen ſinnlichen Menſchen iſt der Geiſt der unſichtbare Urheber aller Veränderungen, die er in ſich fühlt, ein feines luftartiges Weſen, das den groben Körper beſeelt und in Bewegung ſezt, das ihn aber im Tode verläſst, und nur ſeine äuſsere Geſtalt beibehält. Solche Ideen findet man bei'm Oſsian, wie bei'm Homer, obgleich jener in ſeinen maleriſchen, ſüſse Schwermuth athmenden, Gedichten, keine Gottheit gekannt und ge-

braucht zu haben ſcheint. — Man ſehe die Schilderungen, welche die Dichter von den Schatten der Verſtorbenen machen, denen ſie zwar die Aufsengeſtalt des Verſtorbenen laſſen, aber auſſerdem eine luftige Natur ohne Dichtigkeit und Schwere geben. — Man hat das eilfte Buch der Odyſſee, welches Virgil im ſechſten Buch der Aeneide nachgeahmt hat, und in der Ilias die Stelle des XXIII. Buches, v. 65-107, als die klaſsiſchen Stellen über dieſe Materie anzuſehen. Horaz nennt dieſe Schatten ſehr treffend *levem turbam*. Die Philoſophen haben von dieſer poetiſchen Idee hin und wieder etwas beibehalten. Plato, den man den Homer der Philoſophen nennt, läſst die Seelen derer, die ihren Körper zu ſehr liebten, als dunkle Geſpenſter bei den Gräbern herumſchwärmen. Man ſehe deſſen Phädon, welcher

mehr ein Produkt der Einbildungskraft, als gründlicher, auf Beobachtung und Erfahrung ſich ſtüzender Vernunft iſt. Etwas ähnliches hat Cicero im Traum des Scipio. Plato's Stelle ahmt Salluſt nach, im Buch von den Göttern und der Welt. Daſs der Pöbel immer ſo von den Manen, oder abgeſchiedenen Seelen gedacht habe, merkt *Lactantius*, der Kirchenlehrer, an, in ſeinen *Inſtitut. divin.* — — Noch ſehe man den Macrobius in *Somn. Scipion.* — Die heutigen Wilden haben von der Natur der menſchlichen Seele noch immer eine ſolche Vorſtellung. War nun die Idee von einem ſolchen unſichtbaren Agenten einmal entſtanden, ſo lieſs ſie ſich leicht weiter brauchen, und zur ſcheinbaren Erklärung wunderbarer Ereigniſſe anwenden. In der äuſſern Welt gehen unzählige Veränderungen vor, deren Urſache nicht in

die Augen fällt, und die uns oft viel Aehnlichkeit mit ſolchen Veränderungen zu haben ſcheinen, die wir durch unſern Willen, oder doch unſerem Willen gemäſs, hervorbringen. Von ähnlichen Wirkungen ſchlieſst man auf ähnliche Urſachen. Warum ſollte der rohe Wilde, der es ſich bewuſst iſt, nicht ſelbſt der Urheber dieſer Ereigniſſe geweſen zu ſeyn, nicht annehmen dürfen, daſs ſie von Geiſtern, dem ſeinigen ähnlich, nur mächtiger und verſtändiger, als der menſchliche, *) herrühren? — — Die Geiſter ſind im Grunde nur die unbekannten Urſachen ſolcher Veränderungen, die man aus denen in die Sinne fallenden

*) Wenn nämlich die Wirkung von einer ſolchen Art iſt, daſs ihre Hervorbringung dem Wilden alle menſchliche Kraft und Einſicht zu überſteigen ſcheint. — —

Eigenſchaften der Körper nicht herleiten oder verſtehen zu können glaubt. Dieſe unbekannten Urſachen werden durch die Einbildungskraft perſonificirt, welche Gedanken, Begierden, Abſichten, den unſrigen ähnlich, auf ſie überträgt. — —

So nennen unwiſſende Leute oft die ihnen unbekannte, nicht in die Sinne fallende, Urſache eines bei nächtlicher Weile entſtehenden Gepolters, einen Poltergeiſt: ob gleich in dieſer Wirkung, dem Poltern allein — welches ſo oft auch durch unvernünftige Thiere, und ſelbſt durch lebloſe Körper, wenn ſie fallen, oder an einander ſtoſſen, hervorgebracht wird — nichts anzutreffen iſt, was uns zu dem Schluſſe nöthigen könnte, daſs die Urſache des Gepolters ein Geiſt, d. h. ein unſichtbares vernünftiges Weſen, ſey. — — — Denn zum Poltern an ſich

gehört weder Vernunft noch Abſicht, ſo wie dieſe nicht zum Krachen und Plazzen des Holzwerks bei heftiger Kälte, erfodert werden.

Mehrere Arten von Aberglauben ſind natürliche Folgen des Geiſterſyſtems, und müſſen mit ihm zugleich ſtehen und fallen. Bei allen eigentlich ſogenannten Mirakeln ſind Geiſter die vorausgeſezten unſichtbaren Agenten; und wenn man z. B. nach einem Beweiſe für die Exiſtenz des Geiſtes *Gablidone* fragt, ſo wird man uns „die beſchmuzte „Serviette vorzeigen, in welche von einem „unſichtbaren Weſen eine Menſchenhand eingebrannt worden iſt" *) ohne ſich an die abermals veranlaſste Frage zu kehren: ich ſehe die Serviette, und den

*) Man ſehe: Lavaters Protokoll über den Spiritus familiaris Gablidone!

Schmuz wohl: ich ſehe, daſs dieſer Serviette die Figur einer Menſchenhand eingebrannt iſt. Aber wie kann ich ſehen, oder woran kann ich merken, daſs es kein lebender Menſch, ſondern ein unſichtbares Weſen war, welches der Serviette dieſe Figur eingebrannt hat? — — —

Einer der ſtärkſten und faſslichſten Gründe, womit Swedenborgs — d. h. des gröſsten Geiſterſehers der neuern Zeit — vorgegebene Converſationen mit Geiſtern, und die Aufſchlüſſe, welche er von ihnen erhalten haben will, beſtritten werden können, iſt der, deſſen ſich Herr Rektor Fiſcher in ſeiner Vorbereitung zu Reiſen durchs Planetenſyſtem, in der deutſchen Monatsſchrift, Februar. 1792. p. 149. u. f. bedient hat. Swedenborgs Geiſter wiſſen von dem, was (am Himmel) da iſt, gerade nicht mehr, als Swedenborg ſelbſt,

den ſie unterrichten wollten. Nach 1781, hätten ſie ſicher auch den *Uranus* gekannt, aber ehe Herſchel ihn durch ſein vortreffliches Sehrohr entdeckte, wuſsten ſie gerade ſo viel davon, als der Sterbliche, der am wenigſten davon weiſs. — Von den neuern Entdeckungen der Himmelsbeobachter, die erſt kürzlich mit Hülfe verbeſſerter Teleskope gemacht worden ſind, und die man zu Swedenborgs Zeiten noch nicht kannte, haben dieſe Geiſter ihm nichts im Voraus offenbart. Dagegen entdecken ſie ihm Dinge, die kein, noch hier, dieſſeits der Urnen lebender, mit geſundem Hirn und *Senſus communis* begabter Menſch, durch unzweifelhafte Wahrnehmung vermittelſt ſolcher Sinne, die dem lebenden Menſchen unläugbar zukommen, verificiren kann.

Da ich nach Anleitung Plutarchs, und der Stimme, welche der Schiffer Thamus gehört hat; vom Tode des grofsen Pan oben geredet habe, ſo muſs ich bemerken, daſs der unbekannte *Ajus Locutius*, oder unſichtbare Urheber der vom Thamus gehörten Stimme, unter dem grofsen Pan nicht das All der Dinge, oder das Weltganze, verſtanden haben kann. Denn wie könnte dieſes, welches nie angefangen hat, zu exiſtiren, dennoch ſterben, oder des Daſeins beraubt werden? Eben ſo wenig iſt hier unter dem grofsen Pan der Schöpfer und Erhalter aller Dinge zu verſtehen. Denn es wäre höchſt ungereimt, ein vorausgeſeztes, nothwendiges und unveränderliches Weſen, welches lauter Kraft iſt, nie hervorgebracht

wurde, durch keine äuſſere Urſache zerſtöhrt werden kann, und auch kein Principium der Auflöſung oder des Todes in ſich ſelbſt hat, weil Seyn zum Weſen einer ſolchen unabhängigen Grundurſache gehört, dennoch ſterben zu laſſen. Der Urheber jenes Orakels kannte alſo den Pan als ein Individuum, von vergänglicher Natur. — — Die Theologen der alten Welt hätten, wenn ſie den Tod des groſsen Pan zugaben, unter andern folgende, ſein ferneres Schickſal betreffende, und durch die bloſse Vernunft — die ſich hier nicht mehr auf Erfahrung ſtüzen kann — ohne Beihülfe eines beſondern Orakels vielleicht gar nicht entſcheidbare, Fragen aufwerfen können: Was iſt durch den Tod des groſsen Pan aus ihm geworden? Hat er aufgehört, Pan zu ſeyn? Iſt nicht etwa der auf eine gewiſſe beſtimmte Weiſe organiſirte Körper des

Pan ein wesentlicher Theil von ihm, mit welchem zugleich seine *Panheit*, d. i. das, was ihn eben zum Pan macht, wegfallt? Ist die Seele des Pan, wenn sie, als für sich bestehende Kraft, seinen Körper überlebt, auch noch wirklich, nach ihrer Trennung vom Körper, der Pan? und ist ihre abgesonderte Existenz als eine Fortsezung des Lebens des Pan anzusehen, zu dessen Verrichtungen und Funktionen doch gewisse Organe erfodert wurden, die der Tod zerstöhrt hat? Sein Körper wird in unzählige Theile aufgelöset, die nun nicht mehr Theile des Pan sind, sondern nach und nach sich mit andern Körpern vereinigen. Sollte seine Seele, die doch wenigstens schon einmal einen Körper belebt hat, nun ewig für sich allein, abgesondert, isolirt, bleiben? Welcher Wirkungen und Leiden könnte sie in diesem Zustande fähig

ſeyn? Wenn ſie ſich aber wieder mit einem Körper verbindet, muſs es nothwendig abermals ein Panen-Körper ſeyn? und wäre es ein Körper von anderer Struktur, könnte ſie alsdenn noch eine Panen-Seele, oder gar noch die Seele des vorigen Pan heiſſen? Irret ſie noch, nach ihrer Trennung vom Körper des groſsen Pan, auf den Bergen Maenalus und Lyceus in Arkadien herum, die Pan ehemals ſo gern bewohnte? Kann ſie ihre ehemaligen Neigungen und Bedürfniſſe beibehalten, obgleich dieſe Bedürfniſſe ſich auf den Körper beziehen, und jene Neigungen die phyſiſche Senſibilität vorausſezen, welche, wie unzählige Fakta beweiſen, das Reſultat oder Produkt einer gewiſſen gegebenen Organiſation iſt, da ſie mit dieſer zugleich entſtehet und verſchwindet? — — — Oder verläſst die Seele des arkadiſchen Halbgottes die Erde,

und fliegt zu einem andern Planeten oder Fixſtern empor? wie kommt ſie da hinauf? Müſste ſie nicht bei ihrer Verſezung in eine ganz andere Ordnung der Dinge, auch aus dem Lethe ein gänzliches Vergeſſen aller irrdiſchen Dinge und Scenen trinken? Oder ſind vielleicht alle dieſe Fragen unnüz, wenn etwa die Kraft, die dem lebenden Pan, als Pan, zukömmt, die Kraft eines zuſammengeſezten Weſens iſt, welche folglich aus der — nicht blos mechaniſchen, ſondern chymiſchen — Verbindung vieler Elemente reſultirt, die man ſich nicht als aller eigenthümlichen Energie beraubt, und in träger Ruhe neben einander liegend, denken muſs? — — Iſt nicht etwa die Senſibilität eine Eigenſchaft unſerer, aus dem Hirn entſpringenden, und mit ihm im Zuſammenhange ſtehenden, Nerven? — Und dieſe Senſibilität iſt die Grundkraft unſeres

Gemüthes, in dem Sinne, daſs ohne ſie weder Gedächtniſs, noch Verſtand im Menſchen ſeyn könnte. Wenn die Nerven keine Eindrücke aufnehmen könnten, ſo würden ſie auch keine Eindrücke aufbewahren, *) ſo fände auch keine Verbindung und Vergleichung vorhergehender mit nachfolgenden Eindrücken, mithin keine Begriffe, die aus dieſer Vergleichung und Aſſociation der Eindrücke entſpringen, alſo kein Denken, ſtatt.

Profeſſor Hisswann zu Göttingen ſagte daher in ſeiner Schrift: Pſychologiſche Verſuche, ein Beitrag zur eſoteriſchen Logik, „Wenn Senſibilität und „Bewuſstſeyn, Gedächtniſs und Einbildungs-

*) Von dieſer Aufbewahrung der Eindrücke, aus welchen Begriffe abgezogen werden, hängt das Gedächtnis und Denken ab. — —

„kraft, Verſtand und Vernunft, allen Er-
„fahrungen zufolge, lediglich von der
„zweckmäſsigen Verbindung und Wirkung
„gewiſſer innern Theile unſeres Körpers ab-
„hangen, (ſo wie z. B. Sehkraft von der
„organiſchen Struktur des Auges) noch
„mehr, wenn die Stärke oder Schwäche
„aller dieſer Kräfte mit der Vollkommen-
„heit des innern und äuſsern Mechanismus,
„mit der guten oder ſchlechten Beſchaf-
„fenheit der feſten und flüſsigen Theile
„unſeres Körpers zu- und abnimmt, wenn
„mit der Zerrüttung des Gehirns durch
„Krankheit, Alter, und andere Urſachen,
„der Verluſt aller Seelenfähigkeiten ver-
„bunden iſt, wenn die lebhafteſten und
„klärſten Begriffe im Menſchen ſich ver-
„dunkeln, und ganz ausgelöſcht werden,
„endlich, wenn mich keine einzige Erfah-
„rung auf ein geiſtiges Weſen füh-

„ret, das vom Hirn und allen ſeinen Thei-
„len weſentlich verſchieden, und das Re-
„ceptakel aller Empfindungen und Vorſtel-
„lungen des ganzen Menſchen wäre, ſo
„kommt mir kein Gedanke, der je von
„einem Menſchen gedacht worden, ſonder-
„barer und unbegreiflicher vor, als der
„Gedanke der Spiritualiſten von ei-
„nem im Menſchen wohnenden Geiſte, und
„die Umſchaffung unſerer Denkorgane in
„ein ſolches Weſen. Ich finde in der gan-
„zen Geſchichte keine einzige, ſo auffal-
„lend unwahrſcheinliche Fiktion, un-
„wahrſcheinlicher, als das unglaublich-
„ſte Feenmährchen, die dem ohngeach-
„tet ſo allgemein ihr Glück gemacht
„hätte, als dieſe, und ich bin überzeugt,
„daſs die groſse Unwahrſcheinlichkeit der-
„ſelben einem jeden ſogleich einleuchten
„muſs, ſo bald er ſich überzeugt, daſs es

„eine Erdichtung iſt, die ſchlechterdings „alle Erfahrungen wider, und keine ein- „zige für ſich hat. — — Alle Welt, „Gelehrte und Ungelehrte, groſs und klein, „will von Geiſtern wiſſen, und vielleicht „könnte man die ganze Welt auf die Tor- „tur bringen, ohne daſs ein Menſchenkind „es ſagen würde, was denn das eigentlich „für ein Ding ſei, von welchem man unter „dem Namen des Geiſtes ſo viel zu verſte- „hen glaubt? — — — Wir wiſſen aus der „Erfahrung zuverläſsig, daſs die körper- „liche Subſtanz, ein Vermögen, welches „der Grund aller übrigen ſogenannten See- „lenfahigkeiten iſt, nämlich das Empfin- „dungsvermögen beſizt. — — —

Man vergleiche hiemit zwei Schriften des Herrn Profeſſor *Selle* zu Berlin: Urbegriffe von der Beſchaffenheit, dem Urſprunge, und Endzweck

der Natur. Berlin bei Himburg, 1776. und: Philoſophiſche Geſpräche von dem Verfaſſer der Urbegriffe, u. ſ. w. 1. und 2. Theil. Dieſe Werke enthalten, (nebſt dem oben angezogenen von Hissman,) das ſtärkſte, was in unſerer Sprache gegen den Spiritualismus geſagt worden iſt. Sie haben aber, aus Urſachen, die nicht ſchwer zu errathen ſind, bei uns weit weniger Glück gemacht, als eine Philoſophie es verdient, die den unverſtändlichen Jargon gewiſſer alten und neuern Schulen verſchmähet, bei jedem Schritte auf Beobachtung und Erfahrung ſich ſtüzt, und zu ihrem Wahlſpruch hat:

Cherchons le fait! voyons ce, qui en reſulte!
Voilà notre philoſophie!